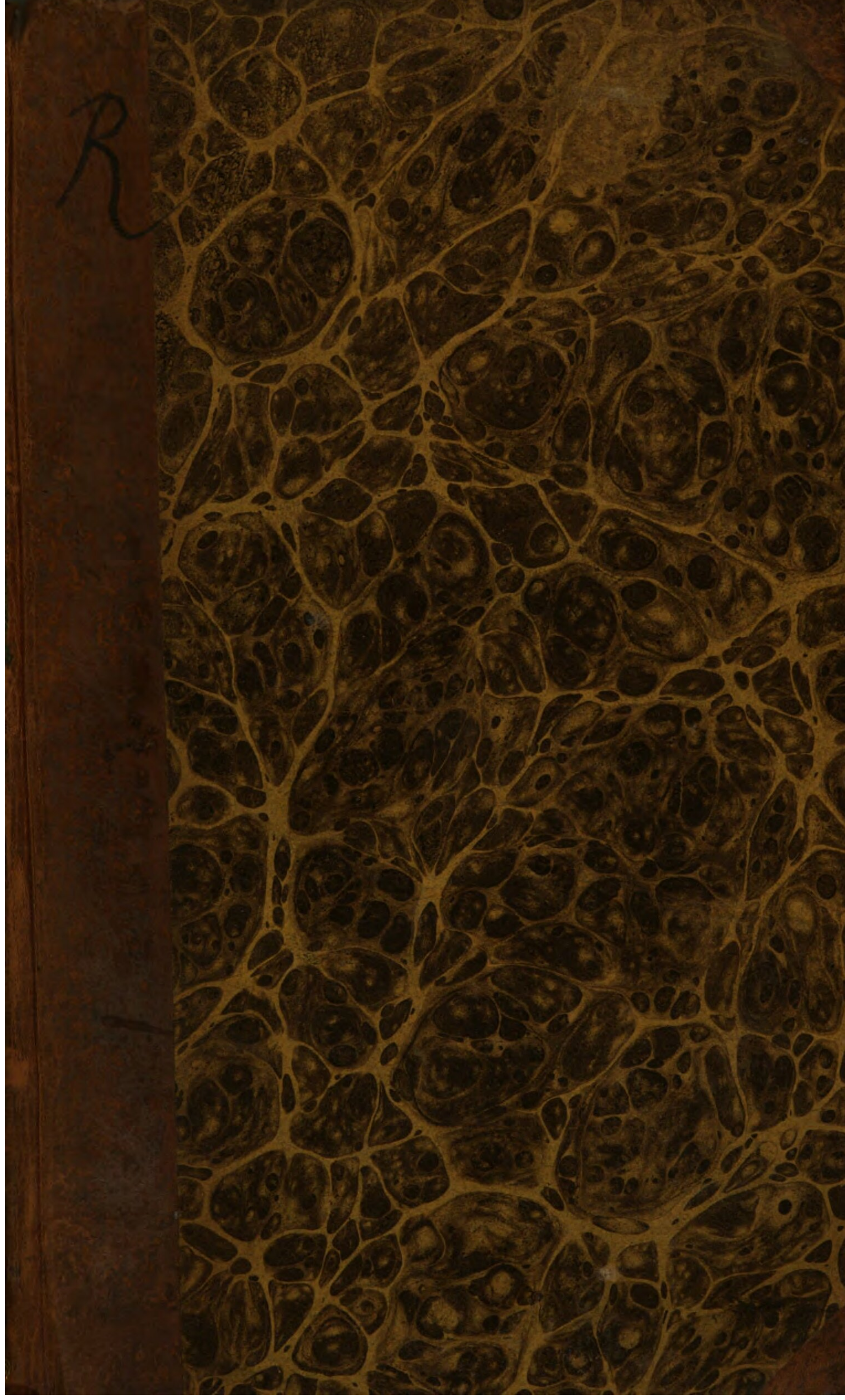


R



H. ^{un} ~~gen~~ 675 ^h

^m
Der
Wettstreit der Jahrhunderte.

Nebst
einer Einleitung,
als
Vorwort zu einer künftigen Geschichte
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Von
Ernst Karl Wieland,
Königl. Preuss. Hofrath und ord. Professor der Philosophie
zu Leipzig.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann,

1820.

77 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Seit mehr als zwanzig Jahren beschäftigte mich in den Stunden, die meine Berufspflichten mir frei liessen, die Ordnung und Bearbeitung mannichfaltiger, zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts schon früher gesammelter, und von Zeit zu Zeit vermehrter Materialien. Die akademischen Vorträge, die ich im Sommer des Jahrs 1800 über diesen Gegenstand zum erstenmal hielt, und in der Folge oft wiederholte, gaben mir Gelegenheit, denselben aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten aufzufassen, und meine Ansichten nicht nur zu berichtigen und genauer zu bestimmen, sondern sie auch zu erweitern. So entstanden die Aufsätze, die diese Blätter füllen, die aber wahrscheinlich ungedruckt geblieben seyn würden, wenn ich nicht meinen Zeitgenossen Rechenschaft darüber schuldig zu seyn geglaubt hätte, warum ich ein historisches Werk, dessen Ideal schon so lange mir vorgeschwebt, und mich angezogen hatte, dennoch unausgearbeitet liess. Sachkundige und billige Leser werden gewiss die Beobachtung der Gesetze, die ich dem Geschichtschreiber eines Jahrhunderts vorzeichnen zu müssen glaubte, zwar nicht unmöglich, doch aber in der Anwendung nicht ohne vielfache und grosse Schwierigkeiten finden. Misstrauisch gegen mich selbst, suchte ich mich zur gewissenhaften Erfül-

lung jener grossen Pflichten, zur Bekämpfung und Beseitigung dieser Schwierigkeiten, so lange vorzubereiten, bis ich, nach meiner Ueberzeugung, keinen ganz ungünstigen Erfolg von meinen Bemühungen erwarten könnte. Ich bin zum Greise geworden, ohne diese Vorbereitung vollendet zu haben, und verdiene vielleicht gerechten Tadel, wenn meine Forderungen überhaupt zu streng waren, oder, wenn ich, nach Kürze strebend, sie so dunkel und fehlerhaft ausdrückte, dass sie noch strenger erscheinen, als sie es wirklich sind. Anspruchlos überlasse ich es jedem unbefangenen Denker, hierüber zu urtheilen, und füge nur noch die Bitte um Nachsicht hinzu, wenn ich es wagte, die unbedeutenden Resultate meiner Forschungen, als Beiträge zur Bezeichnung des bei der Ausarbeitung einer vollständigen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts einzuschlagenden Weges, der Bekanntmachung werth zu finden, weil ich selbst, bei meinem vorgerückten Alter, diese Geschichte zu vollenden nicht hoffen darf. Es bedarf übrigens wohl kaum der Bemerkung, dass es meine Absicht war, durch den: Wettstreit der Jahrhunderte, überschriebenen Aufsatz, ausser seiner auf dem Titel ausgesprochenen Tendenz, die fruchtbare Auffassung und Würdigung der Eigenthümlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts zu erleichtern.

Geschrieben zu Leipzig, am 6. Febr. 1820.

Inhalt.

Einleitung.

I. Ideen über die Geschichte eines Jahrhunderts.

Seite 1 — 43.

1. Drei Grundgesetze der Geschichte, zur Beurtheilung des Unterschiedes zwischen Erzählung und Geschichte. S. 1 — 7.

2. Erste Anmerkung, von dem vorsichtigen Gebrauch in gewisser Hinsicht verdächtiger Quellen. S. 7 — 8.

3. Zweite Anmerkung, von der subjectiven Fähigkeit, zur Beobachtung der drei Grundgesetze der Geschichte. Historischer Stoicismus. Empfänglichkeit des historischen Gegenstandes für die Anwendung jener Gesetze. S. 8 — 15.

4. Anwendung des Vorhergehenden auf die Geschichte eines Jahrhunderts. Allgemeine Betrachtungen. S. 15 — 17.

5. Regeln zur Beurtheilung und Würdigung des Urhebers einer darzustellenden Handlung. S. 17 — 27.

6. Einige Beispiele zur Erläuterung der aufgestellten Grundsätze. S. 27 — 43.

II. Grundzüge der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. S. 44 — 108.

1. Vorläufige Bemerkungen. S. 44 — 46.

2. Einleitung. Allgemeine Uebersicht des Zustandes von Europa zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. S. 47 — 66.

3. Erste Periode. Von dem Ausbruch des Nordischen und des Spanischen Erbfolgekrieges, bis auf die Erlöschung des Habsburgisch - Oesterreichischen Mannsstamms. (1700 bis 1740.) S. 67 — 82.

a) Erster Abschnitt. Von dem Anfange des Nordischen und des Spanischen Erbfolgekrieges, bis auf die Utrechter Friedensschlüsse (1700-1713). S. 67 — 72.

b) Zweiter Abschnitt. Von den Utrechter Verträgen, bis auf den Wiener Frieden und Bund zwischen Karl VI. und Philipp V. von Anjou (1713-1725). S. 73 — 77.

c) Dritter Abschnitt. Von dem Wiener Frieden, bis auf die Erlöschung des Habsburgisch - Oesterreichischen Mannsstamms (1725 — 1740). S. 77 — 82.

4) Zweite Periode. Von der Erlöschung des Habsburgisch-Oesterreichischen Mannsstamms, bis zum Ausbruch der Nordamerikanischen Unruhen (1740-1774). S. 83 — 95.

a) Erster Abschnitt. Von der Erlöschung des Habsburgisch - Oesterreichischen Mannsstamms, bis auf den Aachner Frieden (1740-1748). S. 83 — 88.

b) Zweiter Abschnitt. Von dem Aachner Frieden, bis auf die Friedensschlüsse zu Paris und Hubertsburg (1748-1763). S. 88 — 91.

c) Dritter Abschnitt. Von den Friedensschlüssen zu Paris und Hubertsburg, bis zum Ausbruch der Nordamerikanischen Unruhen (1763 - 1774). S. 91 — 95.

5. Dritte Periode. Von dem Ausbruch der Nordamerikanischen Unruhen, bis auf den Frieden zu Luneville (1774-1801). S. 96 — 108.

a. Erster Abschnitt. Von dem Anfange der Nordamerikanischen Unruhen, bis zum Ausbruch der Französischen Revolution (1774-1789). S. 96 — 100.

b) Zweiter Abschnitt. Von dem Ausbruch der Französischen Revolution, bis auf den Frieden zu Luneville (1789-1801). S. 100 — 108.

Der Wettstreit der Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Bestimmung der Grenzen des Geistes und der Philosophie der Geschichte. S. 109 — 236.

Allgemeine Betrachtungen über die Beurtheilung und den Maafsstab der Vorzüge des einen Jahrhunderts vor dem andern. S. 111 — 115.

I. Das funfzehnte Jahrhundert. S. 115 — 137.

1. Uebersicht der Hauptbegebenheiten. Allgemeiner Reformati-
onsgeist. Geist der Kirchenversammlungen zu Costnitz und
zu Basel. Sturz des Byzantinischen Reichs. Entdeckung des
Seeweges nach Ostindien und des vierten Erdtheils S. 115 — 135.

2. Einige Folgerungen aus dem Vorhergehenden. Innungs-
mässige Organisation der wichtigsten Lebensverhältnisse
S. 135 — 137.

II. Das sechszehnte Jahrhundert. S. 138 — 167.

1. Hauptmomente der Geschichte dieses Zeitraums. Andeutun-
gen über den Geist und Einfluß der Jesuiten, besonders in
Hinsicht auf die Reformation. S. 138 — 163.

2. Eigenthümlicher Charakter des sechszehnten Jahrhunderts.
Nachtheilige Folgen des vorherrschenden Absonderungstri-
bes. S. 163 — 167.

III. Das siebzehnte Jahrhundert S. 167 — 235.

1. Nachlaß des sechszehnten an das siebzehnte Jahrhundert.
S. 167 — 168.
2. Handelnde Hauptpersonen. S. 168 — 179.
3. Ueberwiegender Einfluß der Französischen Politik auf andere
Staaten. S. 179 — 188.
4. Historische Denkwürdigkeiten des Nordens von Europa.
König Gustav Adolf von Schweden, als Staatsmann gewür-
digt. S. 188 — 196.
5. Dreißigjähriger Krieg. S. 196 — 200.
6. Unruhen in Ungarn. Leopold's I. glücklicher Türkenkrieg.
Schach Abbas I. der Große von Persien. S. 200 — 203.
7. Allgemeine Resultate der in dem Vorhergehenden aufgestell-
ten Thatsachen, in Hinsicht auf das Wohl und das Interesse
der Staaten und der Menschheit. S. 204 — 223.

**IV. Entwicklung der Hauptgründe zur Entscheidung des Wett-
streits der Jahrhunderte, aus den vorangeschickten Darstellun-
gen und Betrachtungen. Begriff und Wirksamkeit des Zeit-
geistes. S. 224 — 235.**

Einleitung.

I.

Ideen über die Geschichte eines Jahrhunderts.

Wirklich erfolgte, in menschlichen Kraftäusserungen gegründete Veränderungen, sind der Gegenstand, Wahrheit, Bestimmtheit und Einheit, die drei Grundgesetze der Geschichte. Vielleicht ist es nicht überflüssig, die Anwendung dieser Gesetze auf die Geschichte eines Jahrhunderts etwas näher zu erörtern, und einen Versuch zur Bestimmung der Grenzen und Regeln ihrer Anwendbarkeit in dieser Hinsicht zu machen.

Nach dem ersten der drei eben erwähnten Gesetze, müssen die durch Menschenkraft herbeigeführten Veränderungen, so, wie sie wirklich erfolgt sind, also nicht isolirt, sondern in ihrem natürlichen Zusammenhange, als Ursachen und Wirkungen, dargestellt werden. Das zweite Gesetz fordert eine genaue und vollständige Bezeichnung der Zeit, des Orts und der Umstände der eingetretenen Veränderung; und das dritte, — vielleicht das schwierigste und am seltensten beachtete

unter allen — gebietet dem Geschichtschreiber, wenn auch nicht gerade eine vollständige Entwicklung, doch gewiss die ungekünstelte, geschickt in den Vortrag zu verwebende Andeutung der gemeinschaftlichen Tendenz der gesammten, als ein Ganzes zu betrachtenden Masse der lichtvoll darzustellenden Begebenheiten. Ohne Einheit ist keine Wahrheit, ohne Bestimmtheit weder Einheit noch Wahrheit denkbar, und unzertrennlich fest hängen die drei Grundgesetze der Geschichte zusammen. Soll das historische Gemählde wahr, soll es etwas mehr, als eine regellose Masse von zusammengehäuften matten Umrissen, oder von bunt durcheinander geworfenen todten Bildern seyn, so muß es uns vergegenwärtiget, es muß also belebt, und die einzelnen Thatsachen müssen als wechselseitig in einander eingreifend, als ein Ganzes, und als in ihrer Gesammtheit auf ein gemeinschaftliches höchstes und letztes Resultat hinwirkend, geschildert werden. Als das letzte Resultat wirklich erfolgter Ereignisse, läßt sich nur eine solche Veränderung betrachten, die uns selbst gegenwärtig und folglich vor unsern Augen eingetreten ist. Nur die denkwürdigen und erweislichen Begebenheiten der Vorzeit liefern uns also Materialien für die Geschichte; die Ereignisse der neuesten Zeit, deren Tendenz sich gewöhnlich noch gar nicht absehen und bestimmen läßt, eignen sich nur zur Aufbewahrung und kunstlosen Erzählung in Jahrbüchern und Chroniken, weil hier das Gesetz der Einheit keine Anwendung findet. Je weiter die Geschichte eines Volks in das hohe Alterthum hinaufreicht, ohne etwas von ihrer Wichtigkeit und Zuverlässigkeit zu verlieren, und

je mehr Berührungspunkte mit den Veränderungen unserer Tage sie uns darbietet: desto mehr und leichter läßt sich Einheit in den Vortrag derselben bringen. Je mehr aber der Vortrag irgend eines Theils der Geschichte die Beobachtung, oder wenigstens die Berücksichtigung des Gesetzes der Einheit zuläßt, desto mehr erhebt er sich zu einem in sich selbst geschlossenen Ganzen, und desto mehr gewinnt er zugleich mit seinem Gegenstande an historischer Vollkommenheit. Der scharfsinnige und gründliche Geschichtsforscher Calmet *a)*, dem wir eine gelehrte Abhandlung über die Vortrefflichkeit der Israelitischen Geschichte verdanken, würde sich den Beweis seiner Behauptung merklich haben erleichtern und abkürzen können, wenn es ihm gefallen hätte, die Geschichte der Israeliten, die, auf die glaubwürdigsten Zeugnisse gestützt, bis in das höchste Alterthum hinaufgeht, und, durch die Zerstreuung des Volks, in alle übrige Theile der Völkergeschichte, bis in die neueste Zeit, verflochten wird und eingreift, aus dem Gesichtspunkte ihrer vorzüglichen Empfänglichkeit für Einheit zu betrachten und zu würdigen.

So wenig die historische Wahrheit ohne Einheit bestehen kann, eben so wenig läßt sich den Forderungen derselben ohne Bestimmtheit Genüge leisten. Die ganze Eigenthümlichkeit menschlicher Handlungen be-

A *

a) Dissertation sur l'excellence de l'Histoire des Hébreux, par D. AUGUSTIN CALMET Religieux Benedictin, Abbé de S. Leopold de Nancy; in dessen: Histoire de l'ancien et du nouveau Testament et des Juifs. Tom. VII. pag. 123 - 206.

ruht, ausser der Individualität des handelnden Menschen und der davon abhängenden Art und Weise, wie von ihm gehandelt wurde, auf der durch Zeit, Ort, und Umstände bestimmten Beschaffenheit der herbeigeführten Wirkung. Sollen also die eingetretenen Veränderungen, so wie sie wirklich erfolgt sind, das heisst, der Wahrheit gemäß dargestellt erscheinen: so müssen nothwendig Zeit, Ort und Umstände derselben eben so genau als vollständig angegeben werden. Es wird daher mit Recht über die Unzulänglichkeit der Quellen geklagt, aus denen wir die Materialien zu unsern historischen Arbeiten entlehnen sollen, weil die meisten dieser Quellen, besonders die aus dem Mittelalter, die Umstände der Begebenheiten, oft auch sogar Zeit und Ort derselben unbestimmt lassen. Nur auf einem Wege können wir uns aus der Verlegenheit retten, in die so wenig befriedigende Quellen uns verwickeln. Wir müssen den Zusammenhang der von der Quelle so unvollständig mehr angedeuteten, als erzählten Veränderung mit andern hinlänglich erwiesenen und folglich zuverlässig bekannten Thatsachen, zu erforschen suchen, um einen sichern Schluss auf die Wirklichkeit jener Veränderung nicht nur, sondern auch auf die ganze Eigenthümlichkeit derselben, nach den unwidersprechlichen Gesetzen des Verhältnisses zwischen Ursachen und Wirkungen bilden, und so die in unserm geschichtlichen Stoff bemerkte Lücke ausfüllen zu können. Läßt sich ein solcher Zusammenhang gar nicht ausmitteln: so bleibt die in Frage stehende Veränderung zweifelhaft, und das Zeugniß der Quelle kann uns in diesem Fall höchstens zu mehr oder weniger wahr-

scheinlichen Muthmaassungen, nie zur Gewissheit führen. Ist die zweifelhafte Begebenheit mit andern zuverlässig bekannten Thatsachen so vereinbar, daß sie mit und neben denselben gedacht werden kann: so können wir sie als eine Muthmaassung in unsere historische Darstellung aufnehmen. Steht sie mit vollkommen erwiesenen Veränderungen im Widerspruch: so verdient das Zeugniß der angeblichen Quelle, die in dieser Hinsicht unbrauchbar wird, gar keinen Glauben.

Nicht selten stoßen wir in einem, nach dem ersten Anblick, sehr schätzbaren historischen Denkmal, auf mehrere bei ihrer Unbestimmtheit schwankende und unbefriedigende, oder durch ihre Unvereinbarkeit mit zuverlässigen Zeugnissen der Geschichte widersprechende Angaben. Unter dieser Voraussetzung, muß uns nothwendig die vermeinte Quelle verdächtig werden, und sie muß uns als ganz verwerflich erscheinen, wenn sie uns durchaus gar keinen Zusammenhang zwischen ihren Erzählungen und jenen Zeugnissen darbietet; weil sie in dem ersten Fall nur unter großen Einschränkungen, in dem andern Fall aber gar nicht für einen unmittelbaren und zuverlässigen Erkenntnißgrund historischer Wahrheiten gelten kann. So wird uns Ktesias, dessen Fragmente Persischer Geschichte wir bei dem Photius und Diodor von Sicilien finden, verdächtig, wenn wir seine Behauptungen von der ausserordentlich langen Dauer des alten Assyrischen Reichs, mit der Zeitrechnung des aufrichtigen und gewissenhaften Herodot vergleiche-

chen b). Jene berühmte Sammlung hingegen c), in welcher der anmaßungsvolle, vielleicht auch selbst betrogene Dominicaner Annius von Viterbo, die als acht gepriesenen Bruchstücke des Chaldäers Berosus, des Aegypters Manetho, des Persers Megasthenes und des Römers Fabius Pictor vereinigt zu haben sich rühmt, müssen wir, als ein Gewebe der kühnsten Erdichtungen, als durchaus unbrauchbar verwerfen.

Eben so wie die Wahrheit, ist auch die historische Einheit auf Bestimmtheit gegründet. Nur die helle Ansicht von dem Wirkungskreise einer Begebenheit oder einer ganzen Reihe von Thatfachen, macht es uns möglich, ein bestimmtes und gegründetes Urtheil über die Tendenz derselben zu fällen. Um aber zu einer solchen Ansicht zu gelangen, müssen wir uns mit den Elementen der Wirksamkeit der in Frage stehenden Veränderung bekannt machen. Wir müssen uns folglich um die möglichst genaue Kenntniss des Orts, der Zeit und aller Umstände derselben bewerben. Zwei gleich lebhaft Bilder, die lichtvolle Vorstellung der ganzen Eigenthümlichkeit des zu bearbeitenden geschichtlichen Gegenstandes, und die helle Uebersicht der charakteristischen Zufälligkeiten der Gegenwart, zugleich in der Seele auffassend, können wir nunmehr die Ereignisse der nähern sowohl als entfernten Vorzeit, aus einem solchen Gesichtspunkte darstellen, dass

b) FRIDER. GUIL. BIERLING Comment. de Pyrrhonismo historico, Cap. III. pag. 145. sqq.

c) Sie ist in verschiedenen Ausgaben, unter andern auch zu Basel 1576 in 8. erschienen.

— 1 —
sie, ohne daß es eben einer ausdrücklichen Andeutung dieser Beziehung bedarf, in ihrem richtigen Verhältniß zu den Veränderungen der neuesten Zeit erscheinen, und mit Hülfe der Bestimmtheit die möglichste Einheit in den historischen Vortrag gebracht wird.

Ein paar Anmerkungen, zur richtigen Beurtheilung und Anwendung der in dem Vorhergehenden aufgestellten Behauptungen, scheinen mir hier nicht am unrechten Orte zu stehen. Nicht immer kann es uns gelingen, den drei Gesetzen der Wahrheit, Bestimmtheit und Einheit in gleichem Maasse zu genügen. Oft fehlt es den Nachrichten der Quelle, aus der wir allein schöpfen können, an der nöthigen Bestimmtheit in Hinsicht auf die genaue Bezeichnung der handelnden Personen, und der einzelnen Handlungen, und vergebens würden wir, unter dieser Voraussetzung, uns bemühen, unsern historischen Darstellungen gegründete Ansprüche auf Wahrheit und Einheit zu verschaffen. Dennoch aber wäre es übereilt, der in gewisser Rücksicht unbefriedigenden Quelle sogleich alle Brauchbarkeit abzusprechen. Ein historisches Denkmal kann, was die Genauigkeit und Vollständigkeit der Erzählung einzelner Thatsachen betrifft, gar manches zu wünschen übrig lassen, und doch die unverkennbaren Merkmale der Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, und zeitgemässen unbelangenen Denkart seines Urhebers an sich tragen. Gewährt uns gleich das Zeugniß eines solchen Denkmals keine Zuverlässigkeit in der Darstellung einzelner Begebenheiten: so kann es doch zur Beurtheilung der eigenthümlichen Handlungsweise dieses

oder jenen Volks, in einem bestimmten Zeitalter, von hoher Wichtigkeit seyn, und mithin zum Behuf der Cultur- und Sittengeschichte mit großem Vortheil benutzt werden. Dieß ist der Fall mit einem großen Theil der Sagen und Volksgesänge der frühesten Vorzeit, denen es zwar, wegen der Beimischung vielfacher Erzeugnisse einer mehr oder minder hochfliegenden Phantasie, an innerer Glaubwürdigkeit, und wegen der fehlenden Zeitrechnung an Bestimmtheit mangelt, die uns aber dennoch die schätzbarsten Beiträge zur Aufklärung und Bereicherung der Menschen- und Völkerkunde des grauen Alterthums darbieten. Mit Recht bedauern wir also den Verlust der uralten deutschen Volksgesänge und Heldenlieder, die schon zu Karls des Großen Zeiten größtentheils in Vergessenheit gerathen waren, und deren geringe Ueberreste der bekannte Johann Thurmaier oder Aventin *d)*, nachdem er dieselben, besonders bei der Ausarbeitung des ersten Buchs seiner Baierschen Jahrbücher, noch benutzt hatte, aus einer tadelnswerthen Eitelkeit vertilgte.

Die allgemeine Bestimmung der Grenzen der subjectiven Fähigkeit zur Beobachtung des dreifachen Grundgesetzes der Geschichte veranlaßt mich zu einer zweiten Anmerkung. Diese Fähigkeit steht mit der Empfänglichkeit des Geschichtsschreibers für den Gegenstand seiner historischen Darstellung im umgekehrten Verhältniß. Läßt er sich von den darzustellenden Thatsachen ergreifen, vielleicht sogar zu leidenschaft-

d) JOH. AVENTINI *Annales Boiorum. Ingolstad, 1554. fol.*

lichen Bewegungen hinreißen: so wird er nicht leicht der Verführung zu falschen Ansichten widerstehen, und mehr oder weniger der Gefahr unterliegen; die wahre Beschaffenheit und Tendenz jener Begebenheiten ganz aus den Augen zu verlieren. Er wird die Kinder seiner erhitzten Phantasie in das Gebiet der Wirklichkeit verpflanzen, und das magische Licht, in welches sich ihm jetzt die entstellte Vergangenheit hüllt, für den höchsten Schmuck seiner historischen Gemälde annehmen. Wenn es ihm hingegen gelingt, seinen Gegenstand mit eigener Kraft zu ergreifen, ohne sich selbst den stärksten Eindrücken desselben auf seine Sinnlichkeit leidend hinzugeben: so wird er, gleich sicher vor leidenschaftlichen Uebertreibungen und vor kalter Gleichgültigkeit, der Wahrheit allein huldigen, und den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten mit so nüchternen Besonnenheit schildern, daß die Würdigung ihrer vollen Eigenthümlichkeit, auch ohne mit Worten ausgesprochen zu werden, schon in dieser Schilderung selbst liegt. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß er in der großen Kunst geübt seyn, äußerliche Eindrücke an sich zu ziehen, ohne sich von ihnen gewaltsam anziehen zu lassen, und sie zu beherrschen, ohne je ihrer schmeichelnden oder erschütternden Macht unterzuliegen. Diese Kunst kann er sich nur durch die ununterbrochene Uebung der Aufmerksamkeit aneignen, deren Richtungen, über alle Gesetze der Sinnenwelt erhaben, nothwendig und jederzeit des denkenden Wesens eignes Werk sind. Er wird also zuvörderst die Glaubwürdigkeit der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel prüfen, ihre Zeugnisse unter ein-

ander vergleichen, die Angaben der einen Quelle aus der andern ergänzen, und so seinen geschichtlichen Stoff mit Sorgfalt vorbereiten und ordnen müssen. Bei dieser mühsamen Beschäftigung wird seine Aufmerksamkeit allein in Anspruch genommen, und dem Spiel der Phantasie dergestalt entgegengearbeitet, daß es ihm nunmehr gewiß möglich seyn wird, den zu bearbeitenden Gegenstand, mit eigener Kraft, in einem vollkommen klaren Bilde in seine Seele aufzunehmen. Es giebt einen historischen Stoicismus, zu dem wir nur auf dem angezeigten Wege uns erheben können, und dessen Wesen in der gelungenen Beseitigung des gefährlichen Einflusses unserer Individualität auf unsere geschichtlichen Darstellungen besteht. Gefährlich wird die Einmischung menschlicher Individualität in jedes denkbare Geschäft, wenn sie uns verführt, das Gefühl eigener Bedürfnisse zum Maassstabe der Zweckmässigkeit unsers ganzen Benehmens zu brauchen, weil wir es, unter dieser Voraussetzung unmöglich vermeiden können, einseitig zu werden. Derselbe Einfluss bleibt hingegen vollkommen unschädlich, in so fern die Individualität selbst weiter nichts, als das reine Erzeugniß richtiger, auf den regelmässigen Gebrauch der Vernunft gegründeter Ansichten ist. Und in diesem Sinn steht auch die Individualität des Geschichtsforschers mit seinen Pflichten so wenig im Widerspruch, daß sie ihm vielmehr die Erfüllung derselben erleichtert, und seine gewissenhafte Sorgfalt in der Beobachtung des Grundgesetzes der Wahrheit zu verdoppeln gebietet. Ganz anders verhält es sich mit der erwähnten Einmischung des Gefühls eigener, gleichviel, ob

wahrer oder eingebildeter Bedürfnisse, welches ich die passive Individualität nennen möchte, in die Bearbeitung und den Vortrag der Geschichte. Bei dieser Einmischung bleibt keine Unpartheilichkeit denkbar, weil hier der Geschichtsforscher seinen Gegenstand nothwendig auf irgend ein von physischen Bestimmungsgründen ihm zugeführtes, den Resultaten vernünftigen Nachdenkens fremdes Ideal beziehen, und die von den darzustellenden Thatsachen empfangenen Eindrücke nie zu beherrschen fähig, sondern immer nur nach den einseitigen Ansichten seiner Sinnlichkeit aufzufassen und zu würdigen gezwungen seyn wird. Der ächte historische Stoicismus hat also eine höhere Bedeutung, als die gepriesene oder verlachte Apathie der Stoiker. Er soll uns nicht gefühllos gegen das Gute und Böse in einzelnen menschlichen Handlungen machen, nicht kalt und gleichgültig bei dem aus den großen Ereignissen der Vorzeit für die Menschheit im allgemeinen, oder für einzelne Völker und Staaten hervorgegangenen Gewinn oder Verlust bleiben lassen, sondern nur unsere gerechte Theilnahme der Herrschaft der Vernunft unterwerfen, und dergestalt mässigen, daß die Beurtheilung und Bearbeitung der gesammelten und gehörig geordneten geschichtlichen Materialien ganz in unserer Gewalt bleibt.

Mit der subjectiven Fähigkeit zur Beobachtung der drei Grundgesetze der Geschichte, darf die objective Anwendbarkeit eben derselben nicht verwechselt werden. Der Wirkungskreis der ersten hängt von dem Grade der letztern, und dieser, theils von der Beschaffen-

heit des zu bearbeitenden geschichtlichen Gegenstandes, theils von der Menge und dem Reichthum der vorhandenen Quellen ab. Ist die darzustellende Veränderung von der Beschaffenheit, daß ihre bemerkbaren Folgen sich nur auf einen mäßigen Zeitraum beschränken, oder doch ihre vielseitige Wirksamkeit nicht bis in unsere Zeit ausdehnen: so kann das Gesetz der historischen Einheit natürlich nur wenig Anwendung finden, weil, unter dieser Voraussetzung sich nur wenig Berührungspunkte zwischen unserm Gegenstande und jüngern Ereignissen, auf die derselbe bezogen werden könnte darbieten. Der Kreuzzug des Römischen Königs Conrad's III. e) verdient immer den vorzüglichsten Denkwürdigkeiten des zwölften Jahrhunderts beigezählt zu werden, und dennoch ist er in seiner historischen Darstellung der Einheit nur in geringem Grade fähig; weil er, wenn wir seine negative Wirksamkeit auf die Wiederherstellung und Befestigung der schon damals wankenden deutschen Oberbotmäßigkeit über Rom f) ausnehmen, ohne weitere Folgen blieb. Mangelt es in den uns zu Gebot stehenden Quellen an befriedigenden Nachrichten über Zeit, Ort und Umstände der in Frage stehenden Thatsachen: so ist an keine Bestimmtheit des historischen Vortrags, und folglich auch an keine

e) OTTO FRISINGENSIS, *de Rebus gestis Friderici I. Lib. I. cap. 35. 39. 40. 44. sqq.* Chronographus Saxo ad a. 1147. pag. 298. Auctor *Historiae Belli sacri* ap. MABILLON in Museo Italico, P. II. pag. 157 sq.

f) WIBALDI Epistolae num. 212. OTTO FRISINGENSIS in Chron. Lib. VII. cap. 31. ANONYMUS CASINENSIS ad an. 1148. et 1149. in MURATOR. Rer. Italicarum Tom. V. pag. 66.

umfassende Beachtung des ersten Grundgesetzes der Wahrheit zu denken. Umsonst würden wir uns bemühen, die in vielfacher Hinsicht wichtige Vereinigung Baierns mit der Fränkischen Monarchie in ein helleres Licht zu setzen, da sich, bei dem Stillschweigen und der Unzulänglichkeit der Quellen, nur so viel behaupten läßt, daß dieselbe unter den Nachkommen Chlodwig's des Großen, wahrscheinlich unter dem König Dieterich I. von Austrasien, erfolgte g). Gehört endlich der geschichtliche Gegenstand vielleicht sogar in das dunkle Gebiet der Mysterien, wie dies mit dem Kabiren-Dienste der alten Phönizier der Fall ist h): so dürfen wir, auch abgesehen von der Unzulänglichkeit der aufgefundenen Quellen, der Natur der Sache nach, selbst von dem rühmlichsten Fleiße und dem größten Scharfsinn des Geschichtsforschers keine unwidersprechliche Gewissheit, sondern immer nur bescheidene Muthmaassungen erwarten.

Wenn gleich, nach dem, was ich gesagt habe, nicht jeder geschichtliche Stoff eine allen Forderungen genügende Bearbeitung zuläßt, so bleibt doch ein weites Feld übrig, in dessen ganzem fast unermesslichen Umfange der Geschichtsforscher seinen Fleiß üben, und seine historische Kunst bewähren kann. Es würde

h) F. M. von NELL Versuch einer kosmologischen Deutung des phönizischen Kabiren-Dienstes; mit einer Schlußbemerkung, des Herrn von Hammer mysterium Baphometis revelatum, ergänzend; in dem (1819) zu Wien erschienenen Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

g) JOH. JAKOB MASCOV, Geschichte der Teutschen. II. Band, XII. Buch, S. 128. und XXXV. Anmerk. S. 238.

dem Zweck dieser Schrift zuwider seyn, wenn ich meine Leser auf die vorzüglichsten und würdigsten Gegenstände solcher historischen Versuche aufmerksam machen wollte, und ich begnüge mich daher, bloß die Bemerkung hinzuzusetzen, daß mir die Bearbeitung der Geschichte des dreissigjährigen Krieges und des Westphälischen Friedens, aus jedem Gesichtspunkte betrachtet, für den hinlänglich unterrichteten und denkenden Geschichtsforscher besonders anziehend zu seyn scheint. Nichts von dem allen, was in Rücksicht der nöthigen Quellen und Hülfsmittel zur gewissenhaftesten Beobachtung der drei Grundgesetze der Geschichte gefordert werden kann, wird man bei dieser Bearbeitung vermissen. Hier fehlt es, bei dem reichen Ueberflusse an Materialien jeder Art, die uns Khevenhiller, Spanheim, Caraffa, Chemnitz, Pappus, Freiburger, Pufendorf, Adami, Gärtner, Meier, und viele andere Schriftsteller und Sammlungen, so viele ungedruckte, bei den Familien der in jenem Kriege berühmt gewordenen Personen und anderer Zeitgenossen aufzusuchende Nachrichten, liefern, an nichts, um, nach Vorausschickung einer gedrängten aber lichtvollen Uebersicht des Zustandes von Deutschland und von Europa, bei dem Ausbruch der Böhmischen Unruhen, die abwechselnden Ereignisse dieses in seiner Art einzigen Krieges, nach ihren Ursachen und Folgen, eben so vollständig als lebhaft zu schildern. Mit gleicher Vollständigkeit wird sich der merkwürdige Gang der zu Münster und Osnabrück gepflogenen Friedenshandlungen, mit steter Berücksichtigung der uns nicht unbekannten persönlichen Umstände der vor-

nehmsten Unterhändler, und das wichtige Resultat dieser diplomatischen Arbeiten in dem mühsam zu Stande gekommenen Friedensschluss selbst, und dessen umfassendem Einfluss auf das politische System des damaligen Europa darstellen lassen. Gelingt es nun noch, die Hauptzüge dieses großen Gemäldes und den wahren Geist des Westphälischen Friedens in einer richtigen Beziehung auf den Zusammenhang aller folgenden bedeutenden Staatsveränderungen und Staatsverträge, bis auf den Hubertsburger Friedensschluss, in welchem der Westphälische ausdrücklich bestätigt wird *i)*, und die aus diesen Elementen mehr oder weniger von selbst sich entwickelnden neuesten politischen Verhältnisse aufzufassen: so wird ein Ganzes hervorgehen, welches sich dem hohen Ideal der vollkommensten historischen Wahrheit, Bestimmtheit und Einheit nothwendig ungleich mehr nähern muß, als es bei vielen andern, weder durch ein eben so vielseitiges Interesse, noch durch Quellenreichthum in gleichem Grade ausgezeichneten und begünstigten geschichtlichen Darstellungen der Fall seyn kann.

Auch die Geschichte eines Jahrhunderts hat ihre Ansprüche auf Einheit, die durch Wahrheit und Be-

i) Traité de Paix entre S. M. l'Impératrice Reine de Hongrie et de Bohême et S. M. le Roi de Prusse conclu et signé au Château de Hubertsbourg le 15. Fevrier 1763. Art. XIX. „La „paix de Westphalie et toutes les autres constitutions de l'Empire sont aussi confirmées par le présent traité de paix.“ (*Recueil des Dédutions, Manifestes, Declarations, Traités et autres Actes et Ecrits publics, qui ont été rédigé par le Ministre Comte de Hertzberg, Vol. II. pag. 506. II. Edit. a Berlin 1790. 8.*).

stimmtheit bedingt wird. Dreimal erneuert sich, in dem Ablaufe von hundert Jahren, im Großen das ganze Menschengeschlecht, dreimal wechseln in demselben Zeitraum, zugleich mit den, vom Großvater bis zum Enkel veränderten äusserlichen Verhältnissen, die Ansichten und Wünsche, die Bedürfnisse und Bestrebungen des ausser der Gesellschaft lebenden Menschen, der Regierungen und des Staatsbürgers. Nothwendig muß also am Ende eines Jahrhunderts die Lage der Menschheit im allgemeinen, und einzelner Menschenvereine und Staaten insbesondere, von dem Zustande zu Anfange desselben in vielfacher Hinsicht verschieden seyn. Die richtige und zusammenhängende Darstellung der Bestimmungsgründe dieses Unterschiedes, macht den Gegenstand der Geschichte eines Jahrhunderts aus, die folglich keine trockne, wenn gleich reichhaltige Aufzählung der denkwürdigen Ereignisse dieses Zeitraums enthalten, sondern vielmehr den Geist desselben in seiner vielfachen Wirksamkeit entwickeln, mithin eine vollständige genetische Erklärung des allgemeinen, am Ende des Jahrhunderts sich ergebenden Resultats der charakteristischen, seit dem Anfange desselben eingetretenen Veränderungen uns darbieten soll. Um diese nicht leichte Aufgabe zu lösen, muß man sich vorläufig den wahren Sinn derselben nicht bloß denkbar, sondern einleuchtend zu machen suchen. Der Geist, eines Jahrhunderts besteht in dem Inbegriff seiner Eigenthümlichkeiten, das heist, solcher Thatfachen, die dem aufmerksamen Beobachter in keinem andern Jahrhundert in der Art, wie in diesem erscheinen, und also durch ihre Wirkungen zugleich die Grenzen des

ganzen Wirkungskreises des in Frage stehenden Zeitraums, oder das eigentliche Leben desselben bestimmen. Nur in dem seltenen Fall, wenn die als eigenthümlich oder charakteristisch aufgeführte Veränderung durchaus neu oder einzig in ihrer Art ist, wie die Einführung der Bettelorden im dreizehnten, und die Erfindung der Buchdruckerkunst im funfzehnten Jahrhundert, werden wir uns begnügen dürfen, vorzugsweise ihre Materie in Betracht zu ziehen. In der Regel kommt es, bei der Bestimmung und Würdigung der Eigenthümlichkeit, mehr auf die Form, als auf das Materielle der Ereignisse an. Jedes Jahrhundert hat seine Staatsveränderungen und Kriege, seine Eroberer und Wohlthäter, hat große, gute und schlechte Menschen in allen möglichen Verhältnissen, hat Fortschritte und Rückschritte in der Vervollkommnung und Veredlung der Menschheit, und menschlicher Erfindungen, Beschäftigungen und Anstalten, aufzuweisen, und aus allen diesen Gesichtspunkten betrachtet, wird daher ein Jahrhundert immer dem andern ähnlich sehen, ohne sich durch besondere ihm allein eigne Vorzüge oder Gebrechen auszuzeichnen.

Wenn wir in der Geschichte eines Jahrhunderts mehr die Form, als die Materie der in dem Ablauf desselben vorgefallenen Veränderungen zu berücksichtigen haben: so werden sich die Grundregeln, die bei der Abfassung einer solchen Geschichte, der Natur der Sache nach, zu beobachten sind, ohne Mühe festsetzen lassen. Die Form einer Veränderung hängt von der Art und Weise, wie sie erfolgt ist, mithin von ihrem

Zusammenhänge mit andern Veränderungen ab. Diese Veränderungen verhalten sich zu jener, entweder als Ursachen oder als Wirkungen. In der ersten Hinsicht haben wir uns um die genaue Kenntniss der Bestimmungsgründe, und in der andern, um eine eben so befriedigende Uebersicht der unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Begebenheiten, nach dem Umfange und der Art ihrer Wirksamkeit, zu bekümmern. Das ganze Benehmen des Urhebers einer Handlung in Rücksicht des Entschlusses und der Vorbereitungen zu derselben, und die Empfänglichkeit der Zeitgenossen für den Einfluss ihrer Folgen; der grössere oder geringere Aufwand von Kraft, der die Veränderung selbst und ihre mehr oder weniger umfassenden Folgen herbeizuführen vermochte; die charakteristische Verketzung endlich des darzustellenden Erfolgs mit den übrigen Veränderungen des Jahrhunderts — dies alles sind auszeichnende Umstände, die uns die in Frage stehende Begebenheit, von allen ähnlichen Ereignissen anderer Jahrhunderte dergestalt unterscheiden lassen, dass wir sie als eine Eigenthümlichkeit des Zeitraums aufführen können, mit dessen Geschichte wir uns beschäftigen. Nur auf diesem Wege wird uns, mit vorsichtiger Ausschliessung solcher Thatsachen, die auf den grossen Zusammenhang der Begebenheiten nicht einwirken, aus unserm historischen Gemälde, die Aufstellung einer eigentlichen Charakteristik des zum Gegenstande unsers Fleisses gewählten Jahrhunderts gelingen. So darf, um ein doppeltes Beispiel, zur Erläuterung und Bestätigung des gesagten hinzuzufügen, weder die Erwähnung der für Frankreich

unleugbar sehr wichtigen und folgenreichen Handel über die berufene Bulle Unigenitus, noch eine auch nur beiläufige Berührung der Familienzwistigkeiten zwischen dem König Georg I. von Großbritannien und seinem Thronfolger, in die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, zu dessen Eigenthümlichkeiten, in dem angeführten Sinne des Worts, beide Ereignisse nicht gehören, aufgenommen werden.

In der Einschränkung des Umfangs der Geschichte eines Jahrhunderts auf die Darstellung der Eigenthümlichkeiten desselben, finden wir die erste Bedingung des zu beobachtenden Grundgesetzes der Wahrheit; weil es nur von solchen Veränderungen, die dem Jahrhundert eigen sind, mit Grunde behauptet werden kann, daß sie ihm als seine Erzeugnisse angehören, oder aus der Wirksamkeit der während seiner Dauer in Bewegung gekommenen Kräfte als Resultate hervorgingen. Eine zweite Bedingung gebietet, diese charakteristischen Ereignisse, so wie sie wirklich erfolgt sind, das heißt, nach ihren Ursachen und Wirkungen, und als eingreifend in die Hauptkette der Begebenheiten dieses Jahrhunderts darzustellen. Zu dem Ende müssen die wahren Urheber jeder merkwürdigen Veränderung, so weit es möglich ist, erforscht und angegeben, die Triebfedern oder Bestimmungsgründe, nach welchen sie gehandelt, angezeigt, und die nähern und entfernten, guten oder bösen, nützlichen oder schädlichen Folgen ihrer Kraftäusserungen, entwickelt werden. Dieselben Grundsätze, nach welchen der unbefangene und aufmerksame Beobachter die mannichfaltigen Formen

menschlichen Wirkens ordnet, vergleicht und würdigt, finden mithin auch hier ihre Anwendung.

Alle denkbare Kraftäusserungen einzelner Menschen und gröfserer oder kleinerer gemeinschaftlich wirkender Menschenmassen entspringen aus dem Verhältnifs zwischen der Trägheit und Regsamkeit ihrer wirksamen Principe. Sorgfältig mufs der Geschichtsforscher die Elemente und die Beschaffenheit dieses Verhältnisses in Hinsicht auf die in dem Jahrhundert, dessen Geschichte er bearbeitet, als handelnd auftretenden Hauptpersonen zu bestimmen suchen; er mag nun diese Personen in einzelnen Staatsmännern und Feldherren, Gelehrten und Künstlern, auf irgend eine Art sich auszeichnenden Staatsbürgern und Bürgerinnen, oder in ganzen Völkern und Regierungen antreffen, wenn es ihm daran liegt, ein vollkommen klares Bild der zu schildernden Thatsachen aufzufassen. Jene Trägheit, die den Menschen von ermüdenden oder doch ermüdend scheinenden Kraftanstrengungen zurückhält, ist ein Erzeugnifs des natürlichen Erhaltungstriebes, der uns zur Fortsetzung des einmal gewohnten Zustandes, und jeder unbehaglichen Veränderung desselben uns zu widersetzen bestimmt. Soll der Mensch aus dieser Trägheit sich emporheben und dem Vervollkommnungstriebe, der ihn zur Regsamkeit auffordert, und weiter nichts, als das Resultat seiner auf die höhere Denkkraft gegründeten Selbstthätigkeit ist, Folge leisten: so mufs er sich nothwendig vorher von der Unmöglichkeit überzeugt haben, dem Erhaltungstriebe, dessen erste Forderung ihm die Behauptung seines

menschlichen Daseyns gebietet, zu genügen, ohne mit eigenem Kraftaufwand einen Versuch zur Erweiterung seines beschränkten Wirkungskreises zu machen. Je mehr diese Ueberzeugung in seinem Gemüth zunimmt, desto mehr wird ihm das Streben nach Vervollkommnung zum Bedürfnis werden, und desto regsamer wird er sich in der versuchten Vervielfältigung seiner selbstthätigen Kraftäusserungen zeigen. Unzählig sind die verschiedenen Aeusserungen und Formen des einmal aufgeregten Vervollkommnungstriebes, und die Entwicklung derselben hat in der Geschichte eines Jahrhunderts ein so hohes Interesse, daß einige darauf sich beziehende allgemeine Grundsätze und Regeln hier nicht am unrechten Orte stehen werden.

Bei rohen Naturmenschen beschränkt sich die ganze Wirksamkeit dieses Vervollkommnungstriebes, auf die Erweckung gefälliger oder Schrecken erregender Empfindungen. In einen engen Kreis leicht zu befriedigender Bedürfnisse eingeschlossen, wähnt sich der Naturmensch schon im hohen Grade selbstthätig, wenn es ihm gelingt, mittelst der durch sein Aeussere in andern eben so sinnlichen Menschen aufgeregten Gefühle des vermeintlich Schönen oder Furchtbaren, eine Art von Herrschaft über seine Umgebungen auszuüben. Daher der große Werth, den die Wilden der ältern und neuesten Zeit auf die abentheuerlichsten Verzierungen oder Verunstaltungen ihrer Körper, auf ihren ganzen Putz und Anzug legen. Der halbgebildete Mensch, der mit stolzer Verachtung auf den rohen Sohn der Natur herab sieht, glaubt schon

viele Stufen höher zu stehen, und gefällt sich, bei der Verfolgung seines Vervollkommnungstriebes, dennoch in keiner andern Sphäre, als der eines unruhigen, oft irre geleiteten und immer gefährlichen Neuerungsgeistes. Er fängt an, die Wahrheit zu ahnden; aber ihr reizendes Bild, entweder aus trüber Ferne ihm winkend, oder vor seinem nahen Gesichtskreise schnell vorüberrauschend, ergreift bloß seine Phantasie, und Irrthümer, die bald in wohlgemeinte Wünsche und Verbesserungsversuche, bald in kühne oder übermüthige Anmaassungen übergehen, sind sein gewöhnliches Loos. Zuweilen will er aufrichtig das Gute, nur selten kann er es verwirklichen, weil falsche Ansichten oder unter dem stolzen Namen der Aufklärung geheiligte Vorurtheile, ihn, durch ihre Täuschungen, fast immer nach dem Scheingut zu greifen verführen. Wenn man nun bedenkt, daß der bei weitem größte Theil des Menschengeschlechts unstreitig aus rohen Naturkindern, oder aus halb gebildeten Menschen besteht: so wird man den Kreis frei, oder im eigentlichen Sinne des Worts selbst handelnder Wesen in der Geschichte eines jeden Jahrhunderts sich merklich verengen, und die nur selten Statt findende mühsame Bestimmung des moralischen Werths menschlicher Handlungen eben so merklich sich abkürzen sehen.

Nur die unter den handelnden Hauptpersonen auftretenden vollkommen gebildeten Menschen erscheinen uns als die wahren Urheber ihrer Kraftäusserungen, deren gute oder böse Folgen ihnen allein zugerechnet werden können. Bei diesen ganz Gebildeten ist der

Vervollkommnungstrieb auf geistige Verfeinerung gerichtet. Für vollkommen gebildet dürfen wir aber nur den Menschen erkennen, der sich zur wahren Selbstständigkeit in dem regelmässigen Gebrauch der Vernunft, als des eigenthümlichen Vorzugs der Menschheit, erhoben hat. Verfeinerung, im allgemeinen betrachtet, besteht in der Entbindung von dem gebieterischen Einfluss der gröbern oder thierischen Sinnlichkeit. Zeigt sich diese Entbindung blos in der erhöhten Fähigkeit zur Bewahrung, Erweckung und Unterhaltung harmonischer Empfindungen wirksam: so führt sie zur Verfeinerung des Geschmacks. Bewährt sie sich durch die Vervielfältigung und Veredlung der Resultate des freien Gebrauchs der höhern Denkkraft: so erzeugt sie geistige Verfeinerung, die also nothwendig das einzig denkbare Ziel aller Bestrebungen, des als Vernunftwesen handelnden und zu beurtheilenden Menschen seyn muss. Diese geistige Verfeinerung hat wieder verschiedene Grade, nachdem ihre drei Formen, da sie sich entweder in intellektueller, oder in moralischer oder endlich in praktischer Hinsicht äussert, mehr oder weniger untereinander verbunden, und zu einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit vereinigt sind. Sie bleibt sehr oft rein intellektuelle Verfeinerung, und ihre wohlthätige Wirksamkeit beschränkt sich auf einen zufälligen Gewinn für das Gebiet der Wahrheit, die zwar dem geübten Denker, der sich deutliche Vorstellungen nicht blos einzeln, sondern in ihrem Zusammenhange aufzufassen gewöhnt, und auf diesem Wege sich ein weites Feld zu neuen und überraschenden Ansichten eröffnet

hat, vollkommen einleuchtend, für tausend andere hingegen immer noch unverständlich seyn kann, weil der wirklich Aufgeklärte nicht selten am wenigsten in der Kunst geübt ist, seine eignen Ueberzeugungen auch andern mitzutheilen und genießbar zu machen. Nur unter der Voraussetzung, daß der glückliche Entdecker unerkannter Wahrheiten die Resultate seines Nachdenkens auf irgend einen praktischen Zweck bezogen, und so in das wirkliche Leben verpflanzt hat, werden wahrhaft gemeinnützige Früchte seines Fleißes nicht ausbleiben.

In moralischer Hinsicht kann sich der Mensch nur in sofern einer wahren geistigen Verfeinerung rühmen, als er zum vollkommen klaren Bewußtseyn seiner eigentlichen Bestimmung gelangt ist. Nur von diesem erhabenen Bewußtseyn geleitet, wird er sich nicht bloß zu dem deutlich für gut erkannten hinneigen, sondern auch das ganze Maas seiner Kräfte zur Verwirklichung des möglichen Guten aufbieten, ohne sich auf dem einmal betretenen Wege durch Rücksichten kleinlicher Selbstsucht aufhalten zu lassen. Menschen von dieser Denkart sind die schönsten Zierden ihres Jahrhunderts, und sie verdienen in der Geschichte desselben, wenn gleich ihre Bemühungen nicht immer gelungen, ihre Versuche nicht von einem ganz glücklichen Erfolg bekrönt, und sie selbst verkannt worden seyn sollten, die ehrenvollste Erwähnung. Aechte Religiosität, die den Menschen durch überirdische Aussichten, seine Thätigkeit im irdischen Geschäftskreise heiligen läßt, ist der höchste Grad dieser moralischen Verfeinerung; weil die thätigste Liebe zum Guten

nothwendig ein Gemüth füllen muß, dessen ganzes Streben auf die Vereinigung mit dem erhabensten Urbilde aller wahren Vollkommenheit gerichtet ist. Es giebt keinen wünschenswerthern Lohn für den Geschichtschreiber eines Jahrhunderts, als den er aus der gelungenen Schilderung der wohlthätigen Wirksamkeit solcher durch wahre Religiosität ausgezeichneten Personen erndten kann. Die anziehende Eigenthümlichkeit ihrer Handlungsweise entschädigt ihn für den oft ermüdenden, oft widrigen Anblick der unruhigen Geschäftigkeit gewöhnlicher Menschen. Denn ihr Charakter muß ihm selbst da noch ehrwürdig bleiben, wo er sie den Anwandlungen einer menschlichen Schwachheit unterliegen sieht. Der Held des dreizehnten Jahrhunderts, der andächtige König Ludwig IX der Heilige von Frankreich, und das Muster der Fürstinnen in dem siebzehnten Jahrhundert, die ungeheuchelt fromme Landgräfin von Hessen-Cassel, Amalia Elisabeth, behaupten beide, jener, auf seinen abentheuerlichen Kreuzzügen, diese, in ihren herrschsüchtigen Launen noch immer ihre gerechten Ansprüche auf hohe Lebenswürdigkeit.

Das Wesen der geistigen Verfeinerung in praktischer Hinsicht, besteht in der geübten Fertigkeit, unabhängig von äusserlichen Beschränkungen selbstthätig und zweckmässig zu wirken. Wer diese Fertigkeit sich angeeignet hat, den vermag kein zufälliges Mischgeschick niederzubeugen, kein ungünstiges Lebensverhältniß in seiner Thätigkeit zu hemmen, keine Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen wider die Mensch-

heit zu erbittern. Ruhig verfolgt er sein Ziel, und jeder störenden Berührung mit fremden Wirkungskreisen geschickt und vorsichtig ausweichend, wird er, in seiner anspruchlosen Wirksamkeit, selbst denjenigen Wohlthäter, die seine Wohlthaten entweder verschmähen oder sie verkennen. Er ist gut, weil er vollkommen selbstthätig ist, und seine stille Gröfse unterscheidet sich wesentlich von der bewunderten Riesenkraft des feurigen Geistes, der seine Umgebungen ebenso wenig, als die Schwierigkeit seiner Unternehmungen beachtend, jede Schranke zu durchbrechen, jeden selbstgewählten Handlungszweck zu verwirklichen, und jeden fremden oder gemeinschaftlichen, ihm als nützlich erscheinenden Zweck, durch seine Anstrengungen und seine, wenn gleich aufgedrungne Theilnahme zu befördern strebt. Nur durch die Zahl und den Einfluß selbstthätiger Menschen von der ersten, nicht von der zweiten Gattung kann die Geschichte eines Jahrhunderts an Interesse gewinnen, und dieses Interesse wird noch erhöht, wenn jene Menschen, bei denen der aufmerksame Beobachter wahre und ungebundene Thatkraft mit sittlicher Veredlung in dem schönsten Einklange findet, als Regenten oder Räthe der Fürsten von einem so erhabenen Standpunkte aus wirkten, dafs ihre, nicht selten vielfach erschwerte Wirksamkeit, doppelt heilsame Früchte für einen bedeutenden Theil des Menschengeschlechts und der Nachwelt hervorbringen mußte.

Wenn wir diese Betrachtungen und Grundsätze gehörig berücksichtigen, und auf die historischen Darstellungen, von denen hier die Rede ist, anwenden:

so wird sich der Werth einzelner, den Eigenthümlichkeiten eines Jahrhunderts beizuzählender Handlungen, in Beziehung auf ihre Urheber, Triebfedern und Folgen, mit Sicherheit bestimmen und beurtheilen lassen. Soll aber den Forderungen des Gesetzes der Wahrheit in ihrem ganzen Umfange genügt werden: so darf es der Darstellung jener Eigenthümlichkeiten auch nicht an Bestimmtheit fehlen. Um sowohl die Umrisse aller unter diese Kategorie gehörenden Veränderungen richtig zu zeichnen, als in dem vollendeten Gemälde Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, muß man den Einfluß von Zeit, Ort und Umständen, in sofern derselbe die in Frage stehende Begebenheit als ein diesem Jahrhundert angehörendes Ereigniß erscheinen läßt, sorgfältig in Betrachtung ziehen. Es kommt also darauf an, die Frage befriedigend zu beantworten: Was haben Zeit, Ort und Umstände dazu beigetragen, eine merkwürdige Begebenheit den charakteristischen Bestimmungsgründen des allgemeinen Resultats der in diesem Jahrhundert erfolgten Veränderungen anzureihen? Ein Beispiel aus der neuern Geschichte, wird den Umfang und die Anwendbarkeit der aufgeworfenen Frage am besten erläutern können.

Die Vermählung des Königs von Frankreich Ludwig's XV. mit der Prinzessin Maria Katharina Leszczinska, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des achtzehnten Jahrhunderts, und ihre vielseitigen Folgen überschreiten zum Theil noch die Grenzen desselben. Ohne diese Verbindung würde es wahrscheinlich keinen Polnischen Wahlkrieg, und keine solche

Coalition wider das Haus Oesterreich, wie sie nach Karls VI. Tode sich bildete; es würde keinen Aachener Frieden in der Art, wie derselbe im Jahr 1748 zu Stande kam, und keine solche Verkettung der wichtigsten Staatsveränderungen und politischen Verhältnisse gegeben haben, wie sie aus der mit diesem Friedensschluss in Verbindung stehenden Oesterreichisch-Bourbonischen Freundschaft bis zum Nordamerikanischen Freiheitskampfe und bis zum Ausbruch der Französischen Revolution mit ihren bis zu den Pariser Verträgen und dem Aachener Monarchen-Congress in den Jahren 1814, 1815 und 1818 sich entwickelnden Folgen hervorging. Ludwig XV, der durch jene Heirath des Titular-Königs von Polen, Stanislaus Lesczinski Eidam geworden war, konnte seinen in einer zwispältigen Wahl zum Polnischen Throne berufenen, durch Rußlands und Oesterreichs vereinigte Anstrengungen verdrängten Schwiegervater nicht hilflos lassen. Die Könige Philipp V. von Spanien und Karl Emanuel von Sardinien, machten in diesem Kriege mit Frankreich gemeine Sache; jener, weil die Vergrößerungsabsichten seiner zweiten Gemahlinn, der staatsklugen Königin Elisabeth Farnese, durch die Bedingungen und Folgen der Londoner Quadrupel-Allianz unbefriedigt geblieben waren; dieser, weil günstige Zeitumstände ihn eine bedeutende Erweiterung seiner Grenzen in der Lombardei hoffen ließen. Bei dem überwiegenden Waffenglück der Verbündeten, vermochte nur die von Sparsamkeit geleitete Friedensliebe des Cardinals Fleury, der seinen königlichen Zögling Ludwig XV. unumschränkt be-

herrschte, durch die Wiener Verträge in den Jahren 1755 und 1758 dem Kriege ein früheres Ziel zu setzen. Die gelungene Erhebung des Infanten Don Carlos auf den Thron beider Sicilien, die eine der vornehmsten Bedingungen dieser Staatsverträge ausmachte, gab aber dem Spanischen Cabinet, nach des Kaisers Karl's VI. Absterben, Anlaß, seine auf Oesterreichs Unkosten zu verfolgenden Vergrößerungsentwürfe noch weiter auszudehnen, und, in Verbindung mit Frankreich und andern mit Rechtsansprüchen wider Karl's Tochter und Erbinn Maria Theresia aufgetretenen Höfen, in dem Oesterreichischen Erbfolgekriege einen neuen Kampf zu beginnen. Nach vielfachen Abwechslungen, die theils durch die zwischen Preussen und Oesterreich zu Berlin und Dresden in den Jahren 1742 und 1745 errichteten Friedensschlüsse, theils durch das Oesterreichische Kriegsglück wider Baiern, theils durch die Fortschritte der Französischen Waffen in den Niederlanden, theils endlich durch die Wiederherstellung des freundschaftlichen Einverständnisses zwischen Oesterreich und Rußland herbei geführt wurden, blieb zwar der im Werke gewesene, von dem Marschall von Bellisle in Rücksicht der Oesterreichischen Monarchie entworfene Zersplitterungsplan, zum Glück für Europa, unausgeführt. Es bildete sich aber doch von nun an ein ganz neues politisches System unter den Europäischen Mächten, nach welchem seit dem Aachener Frieden von einem politischen Gleichgewicht in dem bisherigen Sinne des Worts nicht mehr die Rede seyn konnte, und dessen mannichfaltige Wirkungen

sich bis in die neueste Zeit verfolgen lassen. Sollen nun alle diese nicht nur für einzelne Völker und Staaten, sondern auch für ganz Europa, und selbst für die gesammte Menschheit so ungemein wichtige, von mir im allgemeinen angedeutete Veränderungen in ihrem eigenthümlichen Licht als Erzeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen: so müssen verschiedene Bestimmungen von Zeit, Ort und Umständen in Rücksicht der Begebenheit, mit welcher sie alle unmittelbar oder mittelbar zusammen hängen, ich meine die Vermählung Ludwig's XV. genau erwogen, und auseinander gesetzt werden. Dahin gehören der Aufenthalt des Königs Stanislaus Lesczinski zu Weissenburg im Elsass; des Herzogs von Bourbon, als damaligen Premierministers, große Gewalt am Französischen Hofe, und der Marquise von Prie über den Herzog; die Zurücksendung der verlobten Braut des jungen Königs von Frankreich, der unmündigen Infantin Maria Anna Victoria, an ihren Vater, den König Philipp V. von Spanien, zu einer Zeit, wo dieser Fürst von dem Erfolg der Unterhandlungen auf dem Congress zu Cambray die Ausgleichung aller, nach der allgemeinen Genehmigung der Quadrupel-Allianz noch übrig gebliebenen Irrungen mit dem Kaiser Karl VI. erwartete; die Zerreißung dieses Congresses, und dadurch veranlafste sechsjährige diplomatische Gährung in Europa, deren, sonderbaren oft überraschenden Gang uns der Abt von Montgon fast zu ausführlich geschildert hat k).

k) Mémoires de M. l'Abbé de MONTGON, publiés par lui-même (1725 - 1731). à Lausanne 1752 - 53. VIII Vol. in 8.

Je gewissenhafter der Geschichtsforscher das doppelte Grundgesetz der Wahrheit und Bestimmtheit beobachtet: desto leichter und glücklicher wird er, nach der Vorschrift des dritten Gesetzes, Einheit in die Geschichte eines Jahrhunderts bringen können. Die Begebenheiten ordnen sich gleichsam von selbst zu einem zusammenhängenden Ganzen, und sprechen die höchste Tendenz ihrer gemeinschaftlichen Wirksamkeit deutlich genug aus, wenn man sich bemüht hat, sie nie anders, als so, wie sie wirklich erfolgt sind, im strengsten Sinn dieses Ausdrucks, darzustellen. Denn die lichtvolle Uebersicht der Resultate einer thätig gewordenen Gesamtkraft kann nicht fehlen, wenn es uns gelungen ist, ein richtiges und deutliches Bild der in Frage stehenden wirkenden Ursache, oder jener Gesamtkraft selbst aufzufassen. Einige Bemerkungen, in Hinsicht auf die mögliche Einheit in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, mögen das so eben gesagte erläutern und bestätigen.

Nahe am Schlufs des siebzehnten Jahrhunderts wurde die durch die Ryswiker und Carlowitzer Friedensschlüsse kaum wiederhergestellte Ruhe durch den Ausbruch des nordischen Krieges schon wieder gestört, und durch den Tod des unbeerbten Königs Karl's II. von Spanien, mit dessen Absterben der Oesterreichisch-Spanische Mannsstamm erlosch, der Spanische Erbfolgekrieg vorbereitet. Der Wiener Hof widersprach der rechtlichen Gültigkeit des von dem verstorbenen König hinterlassenen Testaments, welches Ludwig's XIV. Enkel, den Herzog Philipp von Anjou

zum alleinigen Erben der Spanischen Monarchie einsetzte, und die politische Stellung der übrigen Europäischen Mächte war, bei dem Eintritt des neuen Jahrhunderts, größtentheils so unbestimmt und schwankend, daß ihr bevorstehendes Benehmen sich mit keiner Zuverlässigkeit voraussehen liefs. Alles kündigte eine allgemeine Erschütterung und Umwandlung der grossen Staatsverhältnisse an, und zu gleicher Zeit sah man die innere Eintracht in der römisch - katholischen Kirche durch die Jansenistischen Händel fortwährend unterbrochen, und auf einer andern Seite, durch die Lehren und Schriften des unsterblichen Christian Thomasius ein wohlthätiges Licht zur Beschränkung der Herrschaft des Aberglaubens aufgehen, und durch die rühmlichen Bemühungen mehrerer, vorzüglich französischer und deutscher Gelehrten, Geschmack und Gründlichkeit in dem gesammten Felde der schönen Literatur und ernster Wissenschaften sich ausbreiten.

Eine ähnliche Krisis wird der aufmerksame Beobachter auch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wahrnehmen. Die ersten Kraftäusserungen der von dem damaligen republikanischen Frankreich angenommenen Consular-Regierung; das überwiegende Kriegsglück der Französischen Waffen in dem entscheidenden Feldzuge des Jahrs 1800; die damit zusammenhängende Trennung der grossen Coalition durch die neuen Ansichten und veränderten Maafsregeln des Russischen Cabinets, und durch das bei den übrigen verbündeten Mächten lebhafter gewordene Gefühl des

des Bedürfnisses der sobald wie möglich zu bewirkenden Wiederherstellung des Friedens; die durch den Einfluss der Französischen Revolution immer weiter um sich greifende unruhige Geschäftigkeit und unzufriedene Gleichgültigkeit gegen das nicht länger anerkannte Gute in den alten Staatsformen und Einrichtungen; der hin und wieder sichtbar gewordene verderbliche Einfluss verführerischer Zeitumstände auf Religiosität und Sittlichkeit; die fast allgemeine und gänzliche Umgestaltung aller wissenschaftlichen Ansichten und Arbeiten durch die Ausbreitung der kritischen Philosophie, und durch die wohlthätige Macht des immer mehr Feld gewinnenden Forschungsgeistes; — alle diese Umstände stellen sich uns als eben so viele unverkennbare Merkmale einer allgemeinen Krisis von Europa dar.

Vergleichen wir nun die Krisis zu Anfange, mit der am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, und gelingt es uns, beide in eine solche Verbindung zu bringen; dass die letztere als ein aus den Eigenthümlichkeiten der ersten sich entwickelndes entferntes Resultat erscheint: so wird zugleich dem Gesetz der historischen Einheit, in sofern dasselbe überhaupt, nach der Natur des Gegenstandes, seine Anwendung findet, Genüge geleistet worden seyn. Um aber jenes Verhältniss zu entdecken und richtig zu bestimmen, müssen wir nothwendig damit anfangen, einen den grossen und charakteristischen Ereignissen des beginnenden und des scheidenden Jahrhunderts gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt aufzusuchen. Wir müssen uns also bemühen, ein wirkendes Princip aufzufinden,

durch dessen Einfluss die Hauptkette der Veränderungen des ganzen Jahrhunderts, wenn auch nicht immer in Rücksicht ihrer Materie, doch in Beziehung auf ihre Form, oder die Art und Weise ihres Erfolgs bestimmt wird. Preussen, dessen erster König, Friedrich I. noch ehe er sich die Krone seines neuen Königreichs (1701 Jan. 18.) selbst aufsetzte, mit dem Kaiser Leopold I. einen unter dem Namen des Krontractats bekannten merkwürdigen Staatsvertrag abgeschlossen hatte, scheint mir einen Vereinigungspunkt von der hemerkten Art darzubieten. Unter andern wichtigen Bedingungen enthielt dieser Vertrag ein Versprechen, durch welches Preussen sich verbindlich machte, bei dem nahe bevorstehenden Spanischen Erbfall das Interesse und die Rechtsansprüche des Hauses Oesterreich befördern und unterstützen zu helfen. Nur auf dieses Versprechen konnte der Wiener Hof die sichere Hoffnung eines bei der gewaltsamen Verfolgung seiner Ansprüche auf die erledigte Spanische Monarchie zu erwartenden fremden Beistandes gründen, als Leopold I. ohne noch einen andern Bundesgenossen, und ohne bestimmte Aussichten auf nachdrücklichere Hülfe zu haben, ein Heer über die Alpen schickte, um das Herzogthum Mailand, unter dem Titel eines eröffneten Reichs-Mannlehns, in Besitz nehmen zu lassen. Die Seemächte, Großbritannien und die vereinigten Niederlande, hatten bereits in einer Art von Ueberraschung den Testamentserben des verstorbenen Karl's II. als König von Spanien erkannt; der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August II.

wurde durch den Nordischen Krieg davon abgehalten, seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen das Haus Oesterreich mit der That zu beweisen; der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, war, unzufrieden wegen unbefriedigt gebliebener Forderungen, das Oesterreichische Interesse aufzugeben, und sich auf Französische Seite zu lenken bestimmt worden; und von der Mehrheit der übrigen Deutschen Reichsstände liefs sich aus verschiedenen, vornehmlich in dem Zustande ihrer Finanzen zu suchenden Gründen, keine kraftvolle Unterstützung erwarten. Auf Preussens künftige Mitwirkung allein konnte also der Kaiser bei dem ersten entscheidenden Schritt rechnen, den er bald nach Karl's II. Tode zur Behauptung der Rechte seines Hauses wagte. Die durch diesen Schritt bewiesene Entschlossenheit erwarb ihm die Freundschaft der Seemächte, und seine politischen Verhältnisse mit Preussen, ohne welche das Haager Bündnifs vielleicht gar nicht, oder doch nicht so früh zu Stande gekommen (1701), und der Reichskrieg wider den König von Frankreich und dessen Enkel nicht so leicht beschlossen worden seyn würde, zeigten sich folglich schon bei dem Ausbruch und den ersten Scenen des Spanischen Erbfolgekrieges, eben so wirksam, als es die Preussischen Waffen in dem Fortgange desselben, und unter andern hauptsächlich, durch den herbeigeführten Erfolg der Schlachten bei Turin und bei Malplaquet, und die Theilnahme der Könige Friedrichs I. und seines Nachfolgers Friedrich Wilhelms I. an den Utrechter Unterhandlungen bis zur Abschließung des Friedens blieben, der zur Entschädigung für die An-

sprüche auf Orange, das Oberquartier von Geldern der Krone Preussen zusprach.

Sichtbar eingreifend in die ganze Reihe der Begebenheiten, und der vielfachen, sowohl nähern als entferntern Folgen des Spanischen Erbfolgekrieges, bewährt sich also der unverkennbare Einfluß Preussens, und auf gleiche Weise zeigt sich die Einwirkung dieser Macht auf mehrere entscheidende Ereignisse, und auf die Beendigung des nordischen Krieges, und auf die Entwicklung der übrigen Elemente der Eigenthümlichkeiten des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts. Des neun Jahre hindurch siegreichen Königs von Schweden Karl's XII. Niederlage bei Pultawa, zog den Schwedischen Besitzungen in Deutschland heftige Angriffe von Dänischen und Russischen Heeren zu, und versetzte den Kriegsschauplatz in die Nähe der Preussisch - Pommerischen und Brandenburgischen Grenzen. Die sich nähernde Kriegsgefahr gab dem König von Preussen Friedrich Wilhelm I. Gelegenheit, erst durch einen zu Schwed geschlossenem Sequestrationsvergleich (1713 Okt. 6), sich den Besitz von Stettin zu verschaffen, und in der Folge, als Karl XII. die Bedingungen dieses Vertrags für verbindlich zu erkennen sich weigerte, mit Schweden zu brechen. Die Eroberung aller dem König von Schweden bis dahin noch übrig gebliebenen Deutschen Nebenländer, und der Stockholmer Friede (1720 Jan. 21), durch den das ganze östliche Vorpommern von der Oder bis an die Pene an Preussen kam, waren die Folgen dieses Bruchs. Der glückliche Erfolg des kurzen

Krieges verlieh dem wirthschaftlichen und militärischen Geiste Friedrich Wilhelm's I einen höhern Schwung. Mit Wohlgefallen auf seine neuen Errungenschaften, als die Früchte seiner siegreichen Waffen hinblickend, machte er von nun an mehr als jemals die Verstärkung und die möglichste Verbesserung der Organisation seines Heers, und die Vervollkommnung der Staats- und Nationalwirthschaft in allen ihren Zweigen, zu seinem doppelten Hauptaugenmerk. Alle diese einzig und allein auf das unleugbar Nützliche gerichteten Bestrebungen des unablässig thätigen Königs, ließen ihn keine andern, als die, durch irgend eine praktische Tendenz sich auszeichnenden und empfehlenden wissenschaftlichen Fortschritte und gelehrten Arbeiten, seines Beifalls würdigen. Rastlose Arbeitsamkeit und frohe Genügsamkeit wurden von ihm als die höchsten Tugenden des Staatsbürgers geschätzt, und das erhabene Beispiel, welches er durch eigne Religiosität und strenge Sittlichkeit gab, verbreitete vom Throne herab ähnliche Gesinnungen unter seinem Volke. Zugleich vervielfältigten sich, bei dem, durch eine musterhafte Finanz- und Kriegsverfassung, vermehrten Gewicht und höher gestiegenen Ansehen des Staats, Preussens auswärtige Verhältnisse und vielseitig mitwirkender Einfluß auf die großen Welthandel. Als der zwischen dem Kaiser Karl VI und seinem Nebenbuhler in der Bewerbung um die Spanische Monarchie, König Philipp V unerwartet zu Stande gekommene Wiener Friede (1725 April 30), die Ruhe von Europa zu bedrohen schien, wurde Preussen von den Kronen Großbritannien und Frankreich in das zur Beseitigung der

entstandenen Besorgnisse zu Herrenhausen (1725 Sept. 3) errichtete Bündnifs gezogen. Die ansehnliche und immer zum Kampf gerüstete Preussische Kriegsmacht, würde unstreitig, bei der Leichtigkeit, im Fall eines Bruchs, den Schauplatz des Krieges von dieser Seite in die Erbländer Karl's VI zu verpflanzen, diesem Bündnifs den grössten Nachdruck gegeben haben, wenn nicht des Königs von Preussen, Friedrich Wilhelm's I Unzufriedenheit mit dem Betragen der Generalstaaten bei den Oranischen Erbfolgehändeln, ihn den Beitritt der vereinigten Niederlande zu dem Bunde abzulehnen veranlafst, und seine persönliche Abneigung gegen seinen Schwager, den künftigen Thronfolger König Georg I. von Großbritannien die ganze Allianz aus einem ungünstigen Gesichtspunkte zu betrachten vermocht hätte. Unter diesen Umständen gelang es dem kaiserlichen Gesandten zu Berlin, Grafen von Seckendorf, den König, durch einen zu Königs-Wusterhausen unterzeichneten Vertrag (1726 Okt. 12) zur Wiederherstellung der Freundschaft mit dem Wiener Hofe zu bewegen. Wenn aber gleich dieser Staatsvertrag die Wirksamkeit der Hannöverischen Allianz hemmte: so zog er doch bald eine neue Verwicklung der politischen Verhältnisse zwischen Preussen und Oesterreich nach sich. Friedrich Wilhelm I hatte, vermöge einer der Hauptverfügungen des erwähnten Vertrags, die Garantie der unter dem Namen der pragmatischen Sanction Karl's VI bekannten Oesterreichischen Erbfolgeordnung, unter der beschränkten Bedingung übernommen, dals der Kaiser auf den bevorstehenden Erlöschungsfall des Pfalz-Neuburgi-

schen Mannsstammes die Geltendmachung der Preussischen Ansprüche auf die Herzogthümer Jülich und Berg begünstigen und unterstützen sollte. Diese Bedingung blieb unerfüllt, und Karl VI bemühte sich vielmehr, dem Hause Pfalz-Sulzbach die künftige Nachfolge in den genannten Ländern zu versichern. Hieraus entstand die ganz natürliche Folge, daß Preussen sich durch die nur bedingt übernommene Gewährleistung, nicht weiter für gebunden, und vielmehr zur Verfolgung und Ausführung seiner Ansprüche auf einen Theil von Schlesien, bei einer sich darbietenden günstigen Gelegenheit für vollkommen berechtigt hielt.

Der Tod des Kaisers Karl's VI und die ganze politische Stellung seiner Tochter, der nunmehrigen Königin von Ungarn, Maria Theresia, führte diese Gelegenheit herbei. König Friedrich II von Preussen, der kurze Zeit vor des Kaisers Absterben den Thron bestiegen, und bereits in seinen ersten Regierungshandlungen den festen und durchdachten Plan angekündigt hatte, auf dem von seinem staatsklugen Vater gelegten Grunde weiter fortzubauen, und den Preussischen Staat in jeder Hinsicht zu vergrößern, erkämpfte sich in dem ersten Schlesischen Kriege so ansehnliche und reiche Besitzungen, daß hiermit die Staatskräfte seiner Monarchie beinahe verdoppelt wurden. Zugleich bewirkte die durch Friedrich's II Beispiel und Aeusserungen geweckte und begünstigte Denkfreiheit, nicht allein eine in Rücksicht ihrer Folgen gar nicht zu berechnende Erhöhung der geistigen Kräfte seines Volks, und eine eben so bedeutende Vermehrung

der kostbarsten Hülfquellen des Staats, in welchem sie zuerst geschützt wurde, sondern trug auch zur Aufregung und Verbreitung freisinniger Ideen und Ansichten in dem übrigen Europa das ihrige bei. Wichtige in dem Finanz- und Kriegsstaat, auch zur Vereinfachung der Rechtspflege und Abkürzung der Processe eingeführte Verbesserungen, und die ununterbrochene Sorgfalt der Regierung für Bevölkerung und Cultur, für Belebung des Feldbaues, und für Erhebung des Gewerbflusses in allen seinen Zweigen, des Handels und der Schifffahrt, bezeichneten Preussens Friedensjahre. Ein fast allgemeiner Geist der Nacheiferung ergriff mehrere Regierungen des Auslandes, und veranlafte sie, manche Preussische Staatseinrichtung, deren Vorzüglichkeit ihnen einleuchtete, sich anzueignen. Neue Kriegsunruhen, die Folgen der in Nordamerika in Thätlichkeiten übergegangenen Grenzirrunge zwischen Frankreich und Großbritannien, und die Besorgniß Friedrichs II, der von allen an dem Aachner Frieden Theil nehmenden Europäischen Mächten erlangten allgemeinen Garantie des souveränen Besitzes von Schlesien und Glatz ungeachtet, zur Behauptung dieser wichtigen Errungenschaft das Schwert nochmals ziehen zu müssen, unterbrachen auf längere Zeit die Beschäftigung der einzelnen Höfe mit innern Landesverbesserungen. Großbritannien trat mit Preussen, Frankreich mit Oesterreich in enge Verbindungen zusammen; Rußland, Schweden und der größte Theil des Deutschen Reichs schlossen, sich der letztern Verbindung an, und gegen das Ende des Krieges wurde auch das durch den Bour-

bonischen Hausvertrag an Frankreich gekettete Spanien auf Französischer, und Portugall auf Englands Seite in die allgemeine Fehde verflochten. Großbritannien erwarb sich, oder befestigte und erweiterte wenigstens in diesem Kriege seine Meeresherrschaft, und das mit derselben zusammenhängende Uebergewicht in dem großen Welthandel, und reizte dadurch die Eifersucht und das Mißvergnügen seiner vormaligen Bundesgenossen, der vereinigten Niederländer in einem solchen Grade, daß an die Erneuerung der alten Staatsfreundschaft zwischen den beiden Seemächten nicht mehr zu denken war. Zu dieser durch ihre fortwährenden Folgen so ungemein wichtig gewordenen Vergrößerung des Ansehens und der Macht Großbritanniens hatte Preussen kraftvoll mitgewirkt. Mehr als einmal sprach der berühmte Graf von Chatham oder der ältere William Pitt, der durch seine gehaltreiche Beredsamkeit das Britische Parlament beherrschte, das Urtheil laut aus, daß die Fortschritte und Eroberungen der Englischen Waffen in Amerika und Ostindien durch Friedrichs II. Siege in Deutschland herbeigeführt und sowohl vorbereitet, als gesichert werden müßten, und bekannte hiermit Preussens entscheidenden Einfluß auf die Beförderung der Größe seines Vaterlandes und zugleich auf den ganzen Zusammenhang der größten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts.

Kurze Zeit nach der Herstellung des Weltfriedens, durch die Pariser und Hubertsburger Verträge, bemerken wir in den sichtbar gewordenen Folgen der Englischen Finanz- und Handelspolitik, die entfernten und ersten Vorboten der Nordamerikanischen Revolu-

tion, und in der Unzufriedenheit eines nicht unbedeutenden Theils der Polnischen Großen mit der Thronbesteigung eines Piasten, die Triebfedern und Vorspiele der nachmaligen innerlichen Unruhen, und der damit zusammenhängenden Theilung Polens. Auch hier ist der Einfluß Preussens unverkennbar, wenn wir theils das so eben gesagte, theils die Mitwirkung dieser Macht zur Erhebung des Königs Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron erwägen; und ähnliche Bemerkungen werden sich uns in Rücksicht der übrigen bis zum Eintritt des neuen Jahrhunderts erfolgten Hauptveränderungen darbieten. Welchem Kenner der neuesten Geschichte sind wohl die Vortheile unbekannt, die Preussen für die Erweiterung seines Seehandels aus der Nordamerikanischen Revolution zog, und die den Beitritt dieser Krone zu der für das Europäische Völkerrecht so wichtigen bewaffneten Neutralität veranlafsten? Wer erinnert sich nicht der nach dem Teschner Frieden sowohl zwischen Oesterreich und Rußland, als in Deutschland eingetretenen neuen politischen Verhältnisse, die dem Preussischen Hofe Gelegenheit gaben, sich durch die Errichtung des Deutschen Fürstenbundes dem Interesse der Deutschen Reichsmagnaten näher anzuschließen? der weit aussehenden Entwürfe der Russischen Kaiserin Katharina II. die der glorreiche Erfolg ihres ersten Türkenkrieges erzeugte, und die einen zweiten in Vereinigung mit Oesterreich wider die Pforte geführten Krieg zur Folge hatten, der für die Osmanische Macht sehr verderblich ausgefallen seyn würde, wenn nicht Preussen durch die mit dem neuen König von Ungarn Leo-

pold II zu Reichenbach errichtete Convention (1790) ins Mittel getreten wäre? endlich des zu Berlin (1792. März 1) zwischen Oesterreich und Preussen unterzeichneten ewigen Defensiv-Bundes, und des darauf erfolgten Bruchs mit dem revolutionirten Frankreich; des Baseler Friedens (1795), und der von dem Berliner Cabinet vermittelten Neutralität des nördlichen Deutschlands, bei dem bis zum Rastädter Congrefs, und, nach dessen Zerreißung (1799), in Verbindung mit der neuen Brittisch- Oesterreichisch- Russischen Coalition, ohne die vergebens gesuchte Theilnahme Preussens, bis zum Lüneviller Frieden (1801) fortgesetzten Reichskriege? — Verweilen wir nun noch mit unserer Aufmerksamkeit bei dem regen Eifer, der seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, durch die von der Regierung begünstigten Bemühungen eines Hecker, Steinbart, von Felbiger, von Rochow und anderer Menschenfreunde, in einem beträchtlichen Theil der Preussischen Monarchie für die Verbesserung der Unterrichts- und Erziehungsanstalten erwachte, und bei den neuen Ansichten und Formen, die in der Bearbeitung des gesammten Feldes der Wissenschaften, und besonders der theologischen Literatur, von der allgemeinen deutschen Bibliothek ausgingen: so wird uns weiter kein Zweifel in Rücksicht des aufgefundenen Vereinigungspunktes zur Darstellung der Geschichte dieses thatenreichen Zeitraums, nach dem Gesetz der Einheit, übrig bleiben.

II.

Grundzüge der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Schon aus den in dem Vorhergehenden aufgestellten allgemeinen Grundsätzen und historischen Andeutungen, läßt sich der Gang, den wir in der Verkettung der mannichfaltigen Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts zu beobachten haben, vorläufig beurtheilen. Es scheint mir zweckmässig, die Bestimmung der Hauptepochen dieser Geschichte von den großen politischen Ereignissen zu entlehnen, die ihren Einfluß auf einen bedeutenden Theil des Menschengeschlechts in vielfacher Hinsicht wirksam bewiesen haben. Völkerkriege und die denselben vorangegangenen Völkerzwiste und Unterhandlungen, Verheerungen und Eroberungen, Länder- und Regentenwechsel, geben den Bedürfnissen, Handlungszwecken und Beschäftigungen einzelner Menschen und ganzer Völker nothwendig neue mehr oder weniger veränderte, fortdauernde oder unbeständige Richtungen, und wirken also zugleich auf jenes oben erwähnte Verhältniß zwischen Trägheit und Regsamkeit, welches das eigentliche Princip und den sichersten Maafsstab aller menschlichen Kraftäusserungen enthält. Soll also die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu einer befriedigenden Beantwortung der ihre ganze Tendenz erschöpfenden Frage führen: Welches war das Verhältniß zwischen menschlicher Trägheit und Regsamkeit zu Anfange, im Ablauf und

zu Ende des gegebenen Zeitraums? so müssen die durchgreifenden äusserlichen Veränderungen, deren mächtiger Einfluss die Gemüther der Zeitgenossen erhebt oder niederbeugt, und ihre Selbstthätigkeit erweckt und erleichtert, oder hemmt und erschwert, zum Leitfaden des geschichtlichen Vortrags gewählt werden. Je leichter sich die so eben aufgeworfene, und eine zweite mit derselben unmittelbar zusammenhängende Frage: In wie fern hat die Menschheit, bei den geschilderten Veränderungen, in Rücksicht ihrer wahren Bestimmung gewonnen oder verloren? aus der historischen Darstellung selbst; ohne weitere Anleitung, beantworten lässt: desto gelungener ist die ganze Darstellung zu nennen. Ich will es versuchen, den Grundriss einer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, nach diesen Ansichten, zu zeichnen, dessen Beurtheilung ich, im Bewusstseyn meiner eigenen Beschränktheit, einsichtsvollern Kennern unterwerfe.

Auf eine Einleitung, die in gedrängter Kürze den charakteristischen, das heisst, den auf die darzustellenden Ereignisse einwirkenden Zustand von Europa und der ausser-europäischen, mit unserm Erdtheil in Beziehung stehenden Länder zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schildert, folgt die Geschichte selbst in drei Perioden, die, zur Erleichterung der Uebersicht des Zusammenhangs der Begebenheiten, wieder einige Unterabtheilungen erhalten. Die erste dieser drei Perioden umfasst die vierzig Jahre, die von dem Ausbruch des nordischen Krieges und der Spanischen Erbfolgehändel (1700 und 1701) bis zur Erlöschung des Habsburgisch - Oesterreichischen Manns-

stamms (1740) verstrichen. Jener doppelte Krieg zog eine gänzliche Umgestaltung des politischen Systems von Europa nach sich, und mit dem Tode des Kaisers Karl's VI. ging die Reihe Oesterreichischer Fürsten, die seit des Römischen Königs Albrecht's II Wahl, (1458) in dem Ablauf von mehr als drei Jahrhunderten, in ununterbrochener Nachfolge den Deutschen Reichsthron besessen hatten, zu Ende. Beide Veränderungen sind unleugbar wichtig genug, um sich zur Bezeichnung historischer Epochen zu eignen.

Die zweite Periode lasse ich von Karl's VI Absterben bis zum Ausbruch der Nordamerikanischen Revolution (1774) reichen; weil mit dem Anfange dieser Staatsumwälzung zugleich die Verpflanzung ihrer Grundsätze nach Europa, und neue Händel und Kriege zwischen Europäischen Mächten vorbereitet wurden. In der dritten und letzten Periode endlich läuft die Geschichte bis zum Schluß des Jahrhunderts und bis zum Lüneviller Frieden fort (1801), der den Vertrag zu Amiens (1802), durch welchen sich Frankreich mit Großbritannien auf kurze Zeit aussöhnte, und eine Epoche machende Umwandlung der Territorialverhältnisse und selbst der Verfassung des in engere Grenzen eingeschränkten Deutschen Reichs herbeiführte. Nach diesen Vorerinnerungen, wird vielleicht das hier in seinen Umrissen folgende historische Gemählde, sich aus einem passenden Gesichtspunkte darstellen.

E i n l e i t u n g.

Allgemeine Uebersicht des Zustandes
von Europa zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Europa zählte I. vierzehn monarchisch organisirte Staaten: 1) das Römisch - deutsche Reich; 2) das Türkische Reich; 3) Portugal; 4) Spanien; 5) Frankreich; 6) Großbritannien; 7) Dänemark; 8) Schweden; 9) Rußland; 10) Polen; 11) Ungarn, oder die österreichische Monarchie; 12) Preussen; 13) den päpstlichen Kirchenstaat, und 14) den Ritterstaat des Großmeisters des Johanniter-Ordens auf der Insel Malta. II. Zwei Staatensysteme: 1) die vereinigten Niederlande; 2) die Helvetische Eidgenossenschaft mit ihren zugewandten Orten, unter welchen letztern wir wieder einen doppelten Staatenbund in Graubünden und Wallis antreffen. III. Fünf Freistaaten: 1) Venedig; 2) Genua; 3) Lucca; 4) Ragusa; 5) San Marino.

Das Deutsche Reich war erst seit kurzer Zeit durch den Ryswiker Frieden eines beschwerlichen Krieges mit Frankreich (1697), und durch den Carlowitzer Vertrag (1699), der Gefahr aller weitem lästigen Theilnahme, an dem mit beträchtlichem Gewinn für das

Haus Oesterreich geführten Türkenkriege, in welchem es den Kaiser Leopold I mit einer ansehnlichen Reichshülfe unterstützt hatte, entledigt worden. Durch den unersetzlichen Verlust von Strasburg hatte Deutschland seine stärkste Vormauer am Rheinstrom eingebüßt; durch die berüchtigte Ryswiker Clausel war zu neuem Mißtrauen und vielfachen Händeln zwischen dem Römisch-katholischen und Protestantischen Reichstheil Gelegenheit gegeben, und durch die bisherigen ausserordentlichen Anstrengungen der Finanzstaat einzelner Stände zerrüttet worden. Im Reichsjustizwesen äusserten sich überhandnehmende Gebrechen, da die ohnehin langsame Rechtspflege am Reichskammergericht, besonders seit dessen Verlegung nach Wetzlar (1691) durch ärgerliche in dem Innern dieses Tribunals eingerissene Unordnungen und Zwistigkeiten, und am Reichshofrath, durch die von verschiedenen Ständen noch immer fortgesetzten Widersprüche gegen die Anwendbarkeit der Reichshofrathsordnung Ferdinands III noch mehr gelähmt und aufgehalten wurde. Der Handel litt durch die Ueberschwemmung fast aller Deutschen Provinzen mit einer Menge geringhaltiger Münzen, deren Zahl und Mannichfaltigkeit durch den nur von wenigen Reichsmagnaten beobachteten Leipziger Münzfuss nicht vermindert werden konnte. In der ununterbrochenen Fortdauer des Reichstages fanden die schwächern Reichstände ein Mittel, ihren Einfluss auf allgemeine Angelegenheiten zu vermehren, und zugleich zu einem erhöhten Ansehen am kaiserlichen Hofe zu gelangen, der sie von nun an nicht mehr bloß als abhängige Günstlinge behandeln durfte, son-

dern vielmehr oft als brauchbare Werkzeuge zur Beförderung seines Interesse zu beachten und zu benutzen veranlaßt wurde. Bei der immer weiter um sich greifenden Nachahmung Französischer Sitten und Einrichtungen, litt die Eigenthümlichkeit des Deutschen Nationalcharakters und Deutscher Staatsformen. Sowohl in der Römisch-katholischen, als in der Evangelischen Kirche vermifste man ächt christliche Eintracht, die in jener durch den zwischen den Jesuiten und Dominikanern mit großer Hitze verfolgten Streit über die unbefleckte Empfängniß Mariens, und in dieser, durch die, wiederholter Bemühungen einiger aufgeklärten Männer ungeachtet, fortgesetzten alten Zwistigkeiten zwischen den Augsburgischen Confessionsverwandten und Reformirten, und neue von dem frommen Spener, wider seine Absicht, veranlaßte pietistische Händel gehindert wurde. Die Kaiserliche Akademie der Naturforscher blieb nicht ohne alles Verdienst um die Erweiterung der Naturkunde; auf einigen Deutschen Universitäten gewann die Bearbeitung der Geschichte und der praktischen Philosophie, des Deutschen Staats- und Privatrechts, und der Arzneiwissenschaft, ein frischeres Leben, und die wohlthätigen Frankischen Stiftungen trugen zur Verbesserung des Schulwesens das ihrige bei. Die geringen Reste der Hoheit des Deutschen Reichs über das alte Königreich Arelat und über Italien, beschränkten sich größtentheils auf die dem Namen nach fortdauernde Reichsstandschaft des Hauses Savoyen, und auf die, vornehmlich bei dem glücklichen Erfolg der Kaiserlichen und Deutschen Waffen, sichtbar gewordene Wirk-

samkeit der Lehnverhältnisse der Italienischen Reichs-vasallen, unter welchen die mächtigern, Toscana, Modena, Parma und Mantua, bereits mehr als einmal die Rolle unabhängiger Fürsten zu spielen versucht hatten.

Das Osmanisch-Türkische Reich konnte sich nach den Carlowitzer Friedensschlüssen, die ihm einen bedeutenden Theil seiner frühern Eroberungen kosteten, nie wieder zu seiner vormaligen Gröfse erheben. Sultan Mustapha II, der sich von seinen nächsten Vorfahren auf dem Throne durch Energie und Thätigkeit vorthellhaft unterschied, vermochte nicht, den zu weit eingerissenen Mißbräuchen und Unordnungen in der Staatsverwaltung, den übermüthigen Anmaassungen der Grofsen und der Miliz, Einhalt zu thun, und den, bei der fehlerhaften Trennung der Zuflüsse des öffentlichen und des grofsherrlichen Privatschatzes, besonders durch die vernachlässigte zweckmässige Anordnung und Benutzung der Zölle, immer mehr überhand nehmenden Finanzgebrechen, durch wirksame Maafsregeln abzuhelpfen.

Portugal hatte zwar, durch die wichtige Entdeckung der Goldminen in Brasilien (1696), eine neue und reiche Quelle für seine Finanzen gewonnen. Eine fehlervolle Handelspolitik, die den besten Theil dieser Schätze nach England abfliessen liefs, und die gänzliche Vernachlässigung aller Sorgfalt der Regierung in Hinsicht auf den Landbau und den Gewerbefleifs raubte jedoch fast alle gemeinnützige Früchte jener Entdeckung. Der Zustand der Land- und Seemacht war in gleichem

Grade vernachlässigt, und die Jesuiten, die der König Peter II, dessen Thronbesteigung sie befördert hatten, begünstigte, suchten durch ihre Ränke den ganzen Staat ihrem Interesse gemäß einzurichten, und durch einen mit jeder Art von List benutzten Einfluss, in eine wirkliche Herrschaft über die in fremden Erdtheilen liegenden Portugiesischen Nebenländer sich einzudrängen.

Spanien glich einem an tödtlicher Entkräftung leidenden Riesenkörper. Geschwächt durch den Abfall der vereinigten Niederlande, und des nur auf kürzere Zeit mit der Monarchie vereinigt gebliebenen Portugals, behielt es noch Länder und Schätze genug übrig, um unter den Europäischen Mächten eine Ehrfurcht gebietende Stellung einzunehmen, wenn eine weise Staatsverwaltung den empfangenen Wunden durch passende Heilmittel zu Hülfe gekommen wäre. So aber hatte der geschwächte Staat weit weniger, durch unglückliche Kriege und nachtheilige Friedensschlüsse, als durch die Unduldsamkeit und Herrschsucht seiner Klerisei, durch die Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Minister, und durch die übel berechnete Eitelkeit seiner auch noch in ihrer nicht zu verleugnenden Ohnmacht oft anmaassungsvollen Regierung verloren. Durch die Austreibung seiner nützlichsten Unterthanen, der arbeitsamen Maranen, war Spanien in seiner Bevölkerung und der Nationalwirthschaft sichtbar zurückgekommen, und die Verwaltung der weitläufigen und reichen Nebenländer und Colonien, war einzig und allein auf die Sicherstellung und Befestigung ihrer Abhängigkeit von dem Mutterstaat berechnet.

Die einst so furchtbare Flotte war vernichtet, und bei dem Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges zählte selbst das Admirals-Schiff nur zwanzig eiserne Kanonen. Nicht besser war für die unordentlich bezahlten und schlecht bekleideten Landtruppen gesorgt, die größtentheils einer bewaffneten Bettlerhorde ähnlich sahen. Eine durchgreifende Finanzverbesserung durfte man kaum noch erwarten, da die wohlgemeinten Ersparnisse und andere Maafsregeln eines rechtschaffenen Ministers, des Grafen von Oropesa, den unheilbaren Gebrechen nicht abzuhelpen vermochten. Die Einkünfte reichten nicht mehr hin, die laufenden Ausgaben zu bestreiten, und der Staatscredit war so tief gesunken, dafs die Regierung ihre nicht ohne Mühe zusammengebrachten Anleihen mit funfzehn Procent verzinsen mußte.

Frankreich hatte mit dem Ryswiker Frieden seine glänzende Periode beschlossen. Durch den neunjährigen, mit den größten Anstrengungen geführten Krieg, der diesem Frieden voranging, war die trefliche von dem grofsen Colbert begründete Finanzordnung, ohne von dem gutmüthigen General - Controlleur Chamillard wieder hergestellt werden zu können, zerrüttet, die gerade um diese Zeit zum höchten Gipfel ihrer Stärke gelangte Seemacht merklich geschwächt, der Schlüssel zu Italien, das wichtige Pignerol, der mit Savoyen zu stiftenden Freundschaft aufgeopfert, und für den gemachten ungeheuern Aufwand, die gelungene Erwerbung von Strasburg abgerechnet, kein bedeutender und hinlänglicher Ersatz gewonnen worden. Eine unverhältnifsmäfsige Begünstigung der Fabriken und der

zunächst mit denselben in Verbindung stehenden Gewerbe, wirkte, besonders in den südlichen Provinzen, nachtheilig auf die Bevölkerung des platten Landes und auf den Ackerbau, und gab für die Zukunft zu Brodmangel, Theurung und unruhigen Volksbewegungen Anlaß. Seit der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), hatten Tausende von reformirten Franzosen, ihrer Religionsfreiheiten beraubt, sich in das nähere oder entferntere Ausland geflüchtet, andere Tausende waren, unter den Schwertern blutdürstiger Verfolger, als die Opfer des standhaften Bekenntnisses ihres Glaubens gefallen, und Hunderttausende im Vaterlande zurückgebliebener heimlicher Hugenotten nährten und verbreiteten in ihrer Verborgenheit den Geist des Mißvergnügens und der Empörung. Ludwig XIV würde vielleicht unter diesen Umständen, bei der Neigung zur Andacht, der er mit gewissenhaftem Eifer sich hingab, die Herbeiführung neuer weitaussehender Staatshändel vermieden haben, wenn nicht sein vorherrschender Ehrgeiz, ihn noch als Greis, in der Behauptung des Ruhms oder vielmehr des Scheins jugendlicher Thätigkeit und der Entbehrlichkeit fremder Rathschläge, kurz in der Erhebung über alle Rücksichten, das Ziel seiner Wünsche hätte suchen lassen.

Großbritannien begriff zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die drei unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher, aber noch nicht zu einem Staat vereinigten Königreiche England, Schottland und Irland, deren jedes sein eigenes Parlament, nur das erste aber allein des Vollgenusses aller Vortheile des

schon damals sehr bedeutenden Handels mit den Britischen Colonien in den fremden Erdtheilen, die besonders in Nordamerika immer besser angebaut und bevölkert wurden, sich zu erfreuen hatte. Die Erhebung des Königs Wilhelm III. auf den Englischen Thron, war ein Werk der Whigs oder Volksparthei, deren Einfluß zugleich mit der berühmten, von dem neuen König angenommenen Bill of Rights die Britische Nationalfreiheit in ihrem ganzen Umfange befestigte. Doch gewann auch die königliche Gewalt durch die, obwohl mit vieler Mühe, von dem Parlament genehmigte Einführung eines stehenden Heeres, und, in gewisser Hinsicht, selbst durch die unter Wilhelm's III. Regierung entstandene Nationalschuld, und die dadurch veranlaßten Verhältnisse des Hofes mit der um eben diese Zeit (1694) errichteten Londoner Bank, einen merklich erweiterten Wirkungskreis. Die Finanzverwaltung wurde durch die Erfindung der in Umlauf gesetzten Schatzkammerscheine, erleichtert, die Stiftung einer neuen Englisch-Ostindischen Compagnie (1698), die in der Folge (1700) mit der ältern vereinigt wurde, gab dem immer herrlicher emporblühenden, den Nationalreichthum fortdauernd vermehrenden Handel einen höhern Schwung, und die Aufhebung der gehässigen Pönalgesetze wider die seit der Königin Elisabeth Zeiten gedrückten Dissenters, beförderte die bürgerliche Eintracht.

Dänemark verdankte der Prachtliebe seines Königs Christian V. manchen Vortheil in Rücksicht der Erweckung größerer Betriebsamkeit unter den in

verschiedenen Gewerben beschäftigten Bürgern. Mit der Einführung des erblichen Grafen- und Freiherrn-Standes bildete sich eine neue und nützliche Stufenfolge der Stützen des Erbthrons, die zur Befestigung der unumschränkten Alleinherrschaft diente. Der lebhafteste Seehandel, der durch die Erwerbung der Caribischen Insel St. Croix (1687), eine noch weitere Ausdehnung gewonnen hatte, beförderte die Aufnahme des Schiffbaus, und lieferte der mit Sorgfalt unterhaltenen Flotte eine beträchtliche Anzahl in dem Seedienst wohlgeübter Matrosen. Auch die Landmacht war verstärkt, und ihre Verfassung verbessert und das Staatsgebiet durch den Anfall der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst (1676) erweitert worden. Ein mit Schweden glücklich geführter Krieg (1675-1679), der glänzende, Dänemarks alter Eifersucht wider diese Krone schmeichelnde Hoffnungen geweckt, aber in den Friedensschlüssen zu Fontainebleau und Lunden (1679) unbefriedigt gelassen hatte, und die Irrungen zwischen Christian V. und dem in die engste Verbindung mit Schweden getretenen Hause Holstein-Gottorp, über die Schleswigsche Souverainität, gaben der Politik des Dänischen Cabinets eine neue Gestalt und Richtung. Der König suchte und erhielt die Freundschaft des gefürchteten Ludwig's XIV., der ein förmliches Bündniß mit ihm schloß (1682), und verfolgte von nun an, auf Frankreichs Begünstigung rechnend, mancherlei den Französischen Reunions-Anschlägen ähnliche Vergrößerungs-Entwürfe, die mehreren seiner Nachbarn beschwerlich fielen, gegen Holstein-Gottorp aber, durch die Dazwischen-

kunft der Seemächte und einiger Deutschen Fürsten zuletzt mißlangen, und daher noch kurz vor seinem Tode den mit Polen und Rußland (1699) errichteten nordischen Bund, in der eigenthümlichen Art, wie sich derselbe bei dem Ausbruch des Krieges wirksam bewiefs, herbeiführten.

Schweden hatte, seit den Westphälischen und Olivischen Friedensverträgen, den ersten Platz unter den Nordischen Mächten eingenommen, und, auch nach einem unglücklichen Kriege, unter Frankreichs schützendem Einfluß, diese Stellung behauptet. In den nachfolgenden Friedensjahren wufste König Karl XI. die Zeitumstände und den Kampf der Partheien unter den Schwedischen Ständen so geschickt zu benutzen, daß er sich der lästigen Abhängigkeit von den Reichsräthen, die jetzt in königliche Räte verwandelt wurden, entledigen, und vermittelst der auf einem Reichstage zu Stockholm (1680) ihm zugestandenen Reduction der nicht käuflich veräußerten größern Krongüter, die öffentlichen Einkünfte ansehnlich vermehren, und zur Tilgung der Staatsschulden zweckmässige Anstalten treffen konnte. Durch die Beschlüsse eines andern Stockholmer Reichstags (1683 Jan. 3.) erhielt der König nicht allein die Ausdehnung der Erblichkeit des Throns auf seine weibliche Nachkommenschaft, sondern auch eine so merkliche Erweiterung seiner Regierungsgewalt, daß er dadurch ermächtigt wurde, auch die nicht käuflich veräußerten und kleinern vormaligen Domänen einzuziehen, und sich hiermit die Mittel zur Aufstellung einer so

zahlreichen Land- und Seemacht zu verschaffen, wie sie Schweden noch nie, und Europa in andern Staaten bis dahin nur selten gesehen hatte. Unter dem Schutz der Seemacht konnte sich die Schwedische Schifffahrt, die erst unter dieser Regierung einen Activ-Handel mit dem Auslande begründet hatte, ungehindert weiter ausbreiten. Verschiedene, bereits von der Königin Christine eingeführte Fabriken und Manufakturen, besonders Metall- und Lederarbeiten, kamen jetzt erst in sichtbare Aufnahme, und der Bergbau wurde, obgleich das reichste Kupferbergwerk bei Falun, nach seinem Einsturz (1667), die vormalige Ergiebigkeit nie wieder erreichte, mit steigendem Fleiß und Vortheil betrieben. Bei einer in so vielfacher Hinsicht und auch durch die, unter der Pflege der Regierung, immer besser gedeihenden wissenschaftlichen Cultur, erhöhten Macht und Blüthe des Staats, gewann derselbe auch in seinen auswärtigen Verhältnissen ein größeres Gewicht. Karl XI. fand daher die längere Berücksichtigung der Französischen Freundschaft entbehrlich; die Schwedische Politik wurde selbstständig, und der junge Karl XII, dessen Geistesstärke und an Starrsinn grenzende Festigkeit sich in der Folge so wirksam bewiefs, fand in den Eigenthümlichkeiten seines Charakters keinen Grund, von dem väterlichen System abzugehen.

Rufsland sowohl als Polen hatte durch die Carlowitzer Verträge beträchlich gewonnen, da jenem das, vermöge seiner Lage als Kriegs- und Handelshafen gleich wichtige Asow abgetreten, und diesem alles,

seit den Zeiten des Königs Michael Koribut, in Podolien und der Ukraine an die Osmanen verloren gegangene, von der Pforte zurückgegeben werden mußte. An der Spitze beider Staaten standen hochherzige und unternehmende Fürsten, der hellsehendthätige Czaar Peter I. und der großmüthige König August II. Für beide Monarchen lag in dem glücklich geendigten Kriege ein Aufruf zur Auffassung und Verfolgung glänzender Aussichten auf noch größere, in der Zukunft zu erwerbende Vortheile. Peter I. war eifrig bemüht, auf dem von seinem Vater Alexei Michailowitsch, als Gesetzgeber, als Beförderer des Gewerbflusses in Fabriken, Manufakturen und Feldbau, und als Urheber der ersten Idee eines zu stiftenden Russischen Seehandels und Schiffbaues, zu wichtigen Landesverbesserungen gelegten Grunde, zur gänzlichen Umbildung seines Volks und Staats weiter fortzubauen. August II. wünschte, den Heldenruhm seines Vorfahren auf dem Throne, des Königs Johann III. Sobieski, zu übertreffen, und die Bedingung seines Wahlvertrags, die ihn zur Wiederherbeibringung der von Polen abgekommenen Provinzen verpflichtete, zu erfüllen. Beide Fürsten hatten also ein gemeinschaftliches Interesse gegen Schweden, weil weder Czaar Peter I. seinen Lieblingsplan einer neu zu schaffenden Russischen Seemacht verwirklichen, noch König August II. seine Absichten auf Liefland und Esthland ausführen konnte, ohne sich an den damals unter Schwedischer Herrschaft stehenden Küsten der Ostsee auszubreiten. Durch dieses Interesse vereinigt, unternahmen sie, in Verbindung mit Däne-

mark, den folgenreichen Nordischen Krieg, auf dessen Gang in den ersten neun Jahren, die ihrem König ungünstige Stimmung, und der Partheigeist eines Theils der Polnischen Magnaten einen bedeutenden Einfluss äusserte.

Ungarn, vermöge der Carlowitzer Friedensbedingungen, bis auf das unter der Pforte Botmäßigkeit gelassene Temeswarer Bannat, in seine alten Grenzen wieder hergestellt, war jetzt unstreitig als das Hauptland der Oesterreichischen Monarchie zu betrachten, deren Deutsche Erbländer, seit der Erlöschung der Tyrolischen Nebenlinie (1665), beständig unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher, zum Vorthail des Ganzen, vereinigt blieben. Kaiser Leopold I. benutzte, bei noch fortdauerndem Türkenkriege, die von seinen Feldherren erkämpften Siege und Eroberungen, um auf einem Landtage zu Presburg die nach dem Rechte der Erstgeburt anerkannte vollkommene Erblichkeit der Ungarischen Krone für den Mannsstamm seines Hauses, und die Abschaffung der dem Ansehen des Regenten und der Ruhe des Staats gleich gefährlichen Clausel des berühmten Decrets des Königs Andreas II. zu erlangen (1687). Die Ausbeute ergiebiger Bergwerke bereicherte den Staat, der Handel nach der Türkei, vornehmlich die Ausfuhr der Steiermärkischen Stahl- und Eisenwaaren auf der Donau und bis in die Levante, wurde durch den wieder hergestellten Frieden befördert, und manche öde Gegend Szlavoniens und Ungarns, gewann durch die Aufnahme zahlreicher, sich zur Griechischen Kirche bekennender Raizen und anderer Illyrier, denen der Kaiser, mit einem damals seltenen

Duldungsgeiste vollkommene Gewissensfreiheit zugestand, einen beträchtlichen Zuwachs der Bevölkerung. Mit desto weniger Schonung wurden die Protestanten in Ungarn behandelt; und eben diese Härte, die fortdauernd beunruhigende Erinnerung an das furchtbare, eine längere Zeit hindurch zu Eperies bestandene Staatsinquisitions - Gericht, und die Unzufriedenheit vieler Großen und Edelleute, sowohl mit den erwähnten Beschlüssen des Presburger Landtags, als mit den fortgesetzten, die alte Verfassung bedrohenden Neuerungsversuchen des Hofes, wirkten so nachtheilig auf die Gemüther, daß immer weiter ausgebreitete Gährungen den nahen Ausbruch neuer innerlicher Unruhen ankündigten. Die Regierung schien aber auf die wirksamsten Mittel, die ihr das verlorne Zutrauen der Ungarn hätten wieder gewinnen können, weit weniger ihre Aufmerksamkeit zu richten, als auf ihre auswärtigen Staatsverhältnisse, und besonders auf den nahe bevorstehenden Spanischen Erbfall und Erbfolgestreit, ob man gleich auch in dieser Hinsicht zu keinem durchdachten Plan, zu keinem festen Entschluß gelangen konnte. Nur dem Einfluß des als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichneten Prinzen Eugen von Savoyen gelang es bisweilen, die zaudernde und unentschiedene Politik des Wiener Cabinets zu größerer Thätigkeit zu beleben.

In dem, durch die Welauer und Bromberger Verträge (1657), zu einem selbständigen Staat gewordenen souverainen Herzogthum Preussen, wurde von dem ersten König Friedrich I. der sich die Krone seines

neuen Reichs selbst aufsetzte (1701 Jan. 18), das Königthum eingeführt. Schon durch die rastlosen und glücklichen Bemühungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen, der mit verhältnißmässig geringen Mitteln große Zwecke zu erreichen verstand, hatte sich der Preussisch-Brandenburgische Staat zu einer so bedeutenden Höhe erhoben, daß auswärtige Mächte sein Gewicht zu erkennen, und um die Freundschaft seines Beherrschers sich zu bewerben, veranlaßt wurden. Der neue Anbau weiter, durch die Verheerungen des dreissigjährigen Krieges, verödeter Landestheile, die Einführung eines durchaus verbesserten Staats-Rechnungswesens, und die damit in Verbindung stehende Begründung einer zweckmässigen Finanzordnung; die Belebung gemeinnützigen Fleisses in mehreren Manufakturen und Fabriken, in dem Acker- und Feldbau, der die liebreiche Aufnahme vieler tausend in ihrem Vaterlande der Gewissensfreiheit beraubten Französischen Flüchtlinge zu Statten kam; die Aufstellung und Unterhaltung eines wohlgeübten Heers und ansehnlicher Kriegsvorräthe; die ersten nicht ganz mißlungenen Versuche eines einzuleitenden activen Seehandels; die Beförderung verschiedener wissenschaftlicher und Lehranstalten; — dies alles war das Werk des großen Kurfürsten. Die milde Regierung und die Neigung des Königs Friedrichs I. zur Pracht begünstigte das Aufblühen der von dem staatsklugen Vater gepflegten Gewerbe, und seine aufgeklärte Gemahlinn, die Königin Sophie Charlotte, die Freundin des großen Leibnitz, wirkte wohlthätig auf Geschmack, Künste und Wissenschaften.

Der Kirchenstaat bekam nur durch den Einfluß, den die höchste geistliche Würde seinem Beherrscher gewährte, im Verhältniß zu andern Staaten eine politische Bedeutung. Seit des Pabstes Innocenz X. oder vielmehr seiner Schwägerinn, der bekannten Donna Olympia Maldachini, Regierung, war der in mehrern Zweigen der Verwaltung, besonders in Hinsicht auf Ackerbau und Volksbildung, vernachlässigte Staat durch zweckwidrige Finanzeinrichtungen erschöpft, und den eingerissenen Gebrechen, durch die viel umfassenden aber unvollendet gebliebenen Verbesserungsversuche des wohlmeinenden, nur nicht immer beharrlichen Innocenz XI. nicht abgeholfen worden. Noch weniger geschah von Innocenz dem XII., der sich gerade zu einer Zeit, wo seine Freundschaft, wegen des bevorstehenden Spanischen Erbfalls für den Wiener Hof von der höchsten Wichtigkeit war, auf Französische Seite neigte, weil er, durch einen an die Italienischen und auch an die im Kirchenstaat eingesessenen Reichsvasallen von dem Kaiser (1697 Apr. 9) erlassenen Befehl ihre Lehen zu erneuern, sich beleidigt fand. Diese ungünstige Stimmung des Pabstes gegen das Reichsoberhaupt, gab dem König von Frankreich Gelegenheit, noch mehrere Italienische Höfe in sein Interesse zu ziehen, da zumal auch der folgende Pabst Clemens XI. dieselben Gesinnungen zu äussern fortfuhr.

Zwischen dem Großmeister des Johanniter-Ordens und den einzelnen Europäischen Staaten, gab es zwar von Zeit zu Zeit manche aus den

Verhältnissen der Ordensbesitzungen zu den Landesherrschaften entspringende Berührungen, die jedoch in Beziehung auf die großen Welthandel in keine Betrachtung kamen. Der Ordensstaat auf Malta selbst, konnte nur zur Zeit eines Türkenkriegs, für die in denselben verwickelten Mächte, in sofern einen gewissen Grad von Wichtigkeit erhalten, als die Ritter, vermöge ihres Gelübdes zur immerwährenden Bekämpfung der sogenannten Ungläubigen, die Kriegsoperationen zur See, durch ihre Kreuzzüge, mehr oder weniger zu unterstützen vermochten.

In den Vereinigten Niederlanden waren von der frühern üppigen Blüthe ihres Ostindischen und großen Welthandels, seit der eingetretenen und sich vermehrenden Concurrenz anderer Europäer, besonders der Engländer, Franzosen und Dänen, nur noch in dem fortdauernd sehr ergiebig gebliebenen Monopol mit den feinen Gewürzen einige Spuren übrig geblieben. Mit der Beschränkung des Handels, hing eine merkliche Verminderung des Ertrags der Seezölle, und mit dieser sehr bedeutende Ausfälle in dem zur Unterhaltung der Kriegsflotte bestimmten Theil des öffentlichen Schatzes, der seine Zuflüsse aus den Zolleinkünften erhielt, zusammen. Grose, in einem, mehr zu ihres Erbstatthalters, des auf den Englischen Thron erhobenen Wilhelm III. von Oranien, als zu ihrem eigenen Vortheil geführten Kriege, von der Union gemachte Anstrengungen, hatten nachtheilig auf die Finanzen des Staatenbundes gewirkt, und zugleich die in der Folge nie wieder zu ihrer vormaligen

Stärke zu erhebende Seemacht geschwächt. Der nach dem Ryswiker Frieden, der die aufgewendeten Kriegskosten unbezahlt liefs, mit der Krone Frankreich erneuerte Handelsvertrag, konnte für keinen Ersatz des ungeheuern Aufwandes gelten, und die Erhaltung des wiederhergestellten Ruhestandes war also für die Union ein unleugbares Bedürfnis. Unter diesen Umständen vermochte nur das lebhafte Gefühl der Unmöglichkeit, bei einem neuen Kriege die Neutralität, und die von dem gefürchteten Frankreich bedrohte Selbstständigkeit zu behaupten, die vorsichtigen Generalstaaten zur Theilnahme an demselben zu bestimmen.

Unter den Eidgenossen wurde zwar die nur auf gegenseitiges Zutrauen zu gründende vollkommene Eintracht, durch wiederholte, aus der Religionsverschiedenheit der Cantons entstandene Irrungen, von Zeit zu Zeit gestört, im Ganzen aber doch ein gemeinschaftliches Interesse zur Bewahrung der Helvetischen Freiheit beobachtet. In einigen Gegenden machte der Gewerbefleiß nicht unbedeutende Fortschritte, und ausser den hiermit zugleich sich erweiternden Handelsverbindungen, und den aus Subsidienveträgen mit verschiedenen Staaten hervorgehenden Verhältnissen, nahm die Eidgenossenschaft keinen Theil an den Angelegenheiten des übrigen Europa.

Von den fünf Freistaaten, erhielt sich Venedig durch eine mit Sorgfalt unterhaltene nicht unbeträchtliche See- und Landmacht, durch den grossen Credit seiner Bank, und durch die Reste seines noch immer

einträglichen Levantischen Handels, fortwährend im Besitz eines Theils seines vormaligen hohen Ansehens. Der vortheilhafte Carlowitzer Friedensschluss, der ganz Morea und verschiedene Plätze in Dalmatien unter Venetianischer Botmäßigkeit liefs, befestigte dieses Ansehen, weckte vielleicht auch verführerische Hoffnungen auf zukünftige noch glänzendere Erfolge, da übrigens der Senat von Venedig weise Mäßigung, und vorsichtige Vermeidung aller Neuerungen in den innern Einrichtungen des Staats, schon seit langer Zeit als Grundgesetze seiner Politik zu betrachten gewohnt war.

Genua vermied, seitdem es, durch die Ausrüstung einiger Kriegsschiffe für die Krone Spanien, sich den schweren Unwillen des mächtigen Ludwig's XIV. zugezogen hatte, jede Einmischung in die großen Europäischen Staatshändel. Von der Genuesischen Seemacht, die einst mit der Venetianischen sich messen konnte, war kaum noch ein Schatten übrig, und die ganze Aufmerksamkeit des Senats beschränkte sich auf die Begünstigung des ungehinderten Fortgangs der Handelsspeculationen seiner reichen Mitbürger, und einiger einträglichen Manufakturen und Fabriken. Auf das durch eine dreifache Schirmhoheit gebundene Ragusa, das schwache Lucca, und das noch schwächere San Marino, wurde in dem politischen System von Europa keine Rücksicht genommen.

Werfen wir einen Blick auf die fremden Erdtheile: so finden wir in Asien das mächtige China durch einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit Ruß-

land; Persien, durch die Schifffahrt auf dem Caspischen Meer mit derselben Macht, und durch die Wirkungen des Religionshasses und der Staatseifersucht mit der Pforte; den Grofsmogul und die übrigen Ostindischen Fürsten, durch Handels- und Grenzverhältnisse, mit den Engländern, Franzosen und Holländern, in vielfacher Berührung. In Afrika standen die kleinen Könige und Häuptlinge auf der westlichen Küste, durch den Sklavenhandel, mit allen Europäern, die zu ihren Pflanzungen der Negerklaven bedurften; der König von Congo und mehrere schwächere Fürsten, durch Zinspflicht und Handel mit Portugal in Verbindung. Zwischen den freien Stämmen der Eingebornen in Nordamerika, und den hier mit weitläufigen Besitzungen angesessenen Engländern und Franzosen, fanden Verhältnisse Statt, die im Fall eines Krieges und dessen Ausbreitung in diese Gegenden, für Großbritannien und Frankreich gleich wichtig werden konnten.

Erste Periode.

Von dem Ausbruch des Nordischen und des Spanischen Erbfolge-Krieges, bis auf die Erlöschung des Habsburgisch-Oesterreichischen Mannstamms (1700-1740).

Erster Abschnitt.

Von dem Anfang des Nordischen und des Spanischen Erbfolge-Krieges, bis auf die Utrechter Friedensschlüsse (1700 - 1713).

I. Ganz Europa, nur die Osmanen ausgenommen, stand bei dem Eintritt des neuen Jahrhunderts unter den Waffen. Das bald zum Frieden genöthigte, nach der Schlacht bei Pultawa (1709), seine Bundesverhältnisse erneuernde Dänemark, Rußland und Polen, kämpften wider Schweden, dessen König Karl XII. auch noch im Mißgeschick unbiegsam, durch seinen Widerspruch gegen das Haager Concert, sich die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes in seine Deutschen Nebenländer zuzog, und während seines Aufenthaltes in der Türkei, die Pforte, jedoch ohne günstigen Erfolg, zu einem wiederholten Bruch mit Rußland zu bewegen wufste. St. Petersburg wird zu bauen angefangen,

die Eroberung von Ingermannland, Esthland und Lief-land vollendet, und die Russische Seemacht in der Ostsee in Thätigkeit gesetzt. Czaar Peter der Grofse, fährt auch im Kriege fort, sich mit innern Landesverbesserungen und neuen Staatseinrichtungen zu beschäftigen. In Polen dauert ein der Selbstständigkeit des Staats gefährlicher Partheienkampf fort.

II. Zwei Gegenkönige, Philipp V. von Anjou, des letzten Oesterreichischen Königs Karl's II. Testamentserbe, und Karl III. von Oesterreich, zu dessen Vorthail sein Vater, Kaiser Leopold I. und sein älterer Bruder, der Römische König Joseph I., ihrem Erbfolgerecht entsagt hatten, machen sich einander den Spanischen Thron streitig. Jener gelangt Anfangs zum Besitz, und hat an seinem Großvater Ludwig XIV. einen mächtigen Beschützer; dieser wird von seinem Vater, der mit Großbritannien und den Vereinigten Niederlanden (1701), das in der Folge durch den Beitritt des Deutschen Reichs (1702), Savoyens und Portugals (1703), verstärkte Haager Bündnifs geschlossen hatte, und, nachdem er selbst in Spanien angelangt war, auch von den eifrig seine Parthei haltenden Cataloniern kräftig unterstützt. Die von den Französisch gesinnten Kurfürsten von Baiern und von Cöln, in Deutschland angefangenen Feindseligkeiten und die, unter Frankreichs Mitwirkung, schnell um sich greifenden Rakotzischen Unruhen in Ungarn, hemmen in den ersten Jahren des Krieges den Fortgang der kaiserlichen Waffen, bis die Schlacht bei Hochstädt (1704) zum Vorthail der Alliirten entscheidet, und Baiern in

Oesterreichische Gewalt bringt. Leopold I. stirbt, da auch die Ungarischen Insurgenten um diese Zeit gedemüthigt zu werden anfangen, unter den glänzendsten Aussichten (1705). Unter seinem Thronfolger werden von Marlborough bei Ramillies (1706 Mai 23) und von dem Prinzen Eugen, mit der entscheidenden Theilnahme des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem die Preussische Infanterie einen hohen Grad der Vervollkommnung verdankte, bei Turin (1706 Sept. 3.) zwei neue Siege erkämpft. Der erste versetzt den größten Theil der Spanischen Niederlande, der andere, Mailand unter Karl's III. Botmäßigkeit, und hat die Verdrängung der Franzosen aus Italien zur Folge. Der kaiserliche Feldherr, Graf Daun, unterwirft das Königreich Neapel dem Hause Oesterreich (1707), und Englisch-Holländische Flotten erobern die Balearischen und Pythiusischen Inseln (1706) und Sardinien (1708). Nur in Spanien selbst kann Karl III. auf kein fortdauerndes Glück, und, seit dem von dem Marschall von Berwick bei Almanza (1707 Apr. 25) über die vereinigten Engländer und Portugiesen erfochtenen Siege, auf keinen sichern Besitzstand rechnen, und die nur auf kurze Zeit errungenen neuen Vorthelle, werden ihm, durch den Erfolg der klugen Maafsregeln des trefflichen Herzogs von Vendome, bald wieder auf immer geraubt (1710).

III. In Deutschland, wo die Reichsstände sich größtentheils, bei der Unterstützung des Waffenglücks der Alliirten, sehr unthätig beweisen, nimmt Kaiser Joseph I. von der Achtserklärung des Kurfürsten von

Baiern Anlaß, einen Zerstückelungsplan auf die Erbländer desselben zu bilden. Zugleich litt das Deutsche Reich in seinem Innern an vielfachen Staatsgebrüchen. Ein fast siebenjähriger am Reichs-Kammergericht über innerliche Zwistigkeiten eingetretener Gerichts-Stillstand, der von der angeordneten Visitation nur mit Mühe gehoben werden konnte; die eben so mühsam, zuletzt noch durch die Dazwischenkunft der Krone Preussen, beseitigten Religionsbeschwerden der evangelischen Pfälzer; mancherlei Reibungen zwischen den Kurfürsten und Fürsten sowohl, als zwischen den alt- und neufürstlichen Häusern unter einander selbst; die den Fortgang anderer Berathschlagungen von grösserer Erheblichkeit aufhaltenden Bewerbungen mehrerer Fürsten um neue Stimmen auf dem Reichstage, und die überhandnehmenden Recurse an die Reichsversammlung, untergruben die Grundfesten des Deutschen Staatsgebäudes. Mit diesen unverkennbaren Symptomen innerer Schwäche bildete die, bei Gelegenheit des Spanischen Erbfolgekrieges, durch Achterklärungen, willkührliche Einziehung ganzer Lehnfürstenthümer, nachdrückliche Beitreibung grosser Natural- und Geldlieferungen, und durch die Demüthigung des Pabstes Clemens XI. der seinen angemasseten Widersprüchen gegen die Vorrechte des Reichsoberhauptes, und der eifrig gehaltenen Französischen Parthei zu entsagen gezwungen wurde, scheinbar in ihren alten Glanz wieder hergestellte kaiserliche und Reichshoheit über Italien einen auffallenden Contrast.

IV. Ludwig XIV. sieht sich, durch sein anhaltendes Unglück im Kriege, durch die Zerstörung des

besten Theils seiner Seemacht, durch eine fürchterlich angeschwollene Staatsschuld, und durch die lauten Klagen seines unter dem Druck der Auflagen seufzenden Volks, zu wiederholten (1705, 1706, 1709) Friedensanträgen genöthigt, die zwar endlich im Haag (1709), zu Moerdyk und Gertruydenberg gehaltene Conferenzen (1710) veranlassen, bei den überspannten Forderungen der Alliirten jedoch ohne Erfolg bleiben. Erst nachdem, durch verschiedene, in den weiblichen Schwachheiten der Königin Anna von Großbritannien, in dem Charakter des siegreichen Herzogs von Marlborough und seiner Gemahlinn, in dem Betragen der Englischen Whigs, und in Hofkabaln zu suchenden Bestimmungsgründe, der Sturz der Volksparthei in England herbeigeführt worden, und ein neues aus Torys zusammengesetztes Ministerium an das Staatsruder getreten war, geschehen von dem Londoner Cabinet geheime Friedensvorschläge an Frankreich (1711), die, weil zwei bald darauf erfolgte Todesfälle des Französischen Dauphins Ludwig und des Kaisers Joseph I. (1711), die ganze Lage des Erbfolgestreits und der politischen Verhältnisse, nach den damaligen Begriffen von dem Europäischen Gleichgewicht, zu verändern schienen, die Eröffnung des Friedenscongresses beschleunigen (1712).

V. Nach vergeblichen Bemühungen, die nothwendige Vollziehung des Haager Bündnisses nach seinem Buchstaben zu behaupten, beschickt zwar Joseph's I. Bruder und Nachfolger in der Oesterreichischen Monarchie, der nunmehrige Kaiser Karl VI., der, bald

nach angetretener Regierung, Ungarn vollkommen beruhigt sah, den Utrechter Congress. Er bricht aber die Unterhandlungen ab, als er keine Abänderung der von England vorgeschriebenen, und von den übrigen Allirten genehmigten Friedensbedingungen weiter hoffen durfte. Vermöge dieser zwischen Frankreich und dem nunmehr als König von Spanien allgemein anerkannten Philipp V. an der einen, und den bisherigen Allirten des Hauses Oesterreich, mit Ausnahme des Deutschen Reichs, an der andern Seite (1713 Apr. 11, und Jul. 15), am spätesten (1715 Febr. 9) zwischen Portugal und Spanien verglichenen Friedensbedingungen, wurde die Spanische Monarchie getheilt. Philipp V. behielt Spanien selbst, und die davon abhängenden ausserhalb Europa gelegenen Nebenländer, und seinem Nebenbuhler Karl VI. wurden Neapel, Sardinien, Mailand und die Spanischen Niederlande, unter gewissen Einschränkungen, zugesprochen. Dem Hause Savoyen räumte man mit der Insel Sicilien einen Platz unter den gekrönten Häuption von Europa ein. Großbritannien erhielt Gibraltar und Minorka, und für seine im Lauf des Krieges unter schmeichelhaften aber unerfüllt gebliebenen Hoffnungen errichtete Südsee-Gesellschaft, auf dreissig Jahre, die dem Englischen Handel eben so beförderlichen, als für Spanien lästigen Vortheile des Assiento. Preussen bekam, für seine Ansprüche auf das Fürstenthum Oranien, das Oberquartier von Geldern. Durch feierliche Verzichtleistungen der Bourbonischen Prinzen wurde die ewige Trennung der Französischen und Spanischen Krone ausgesprochen.

Zweiter Abschnitt.

Von den Utrechter Verträgen bis auf
den Wiener Frieden und Bund zwischen
Karl VI. und Philipp V. von Anjou
(1713 - 1725).

I. Kur-Hannover wird durch einen über die von Dänemark eroberten Herzogthümer Bremen und Verden (1712) geschlossenen Cessionsvertrag, und Preussen, durch des aus der Türkei nach Stralsund (1714) zurückgekehrten Karl's des XII. Weigerung, die verbindliche Kraft des Schwedtschen Sequesterationsvergleichs (1715 Okt. 6) zu erkennen, in den Nordischen Krieg verwickelt. Karl XII. verliert den Rest seiner Deutschen Nebenländer (1715 u. 1716), läßt sich durch geheime, von dem mit Dänemark's Betragen unzufrieden gewordenen Peter dem Großen in Gang gebrachte Aussöhnungshandlungen, zur Verfolgung eines neuen weit aussehenden Kriegs- und Vergrößerungsplans bewegen, dringt in Norwegen ein, und stirbt vor der im härtesten Winter belagerten Grenzfestung Friedrichshall (1718 Dec. 11). Seine Schwester, Ulrike Eleonore, entsagt bei ihrer Thronbesteigung der unumschränkten Regierungsgewalt, und findet Schweden, durch den erlittenen vielfachen Verlust, durch den gänzlichen Verfall des Handels und der Gewerbe, durch eine hochgestiegene Finanz- und Münzzerrüttung, und durch die Muthlosigkeit des Volks so entkräftet, daß sie die Herstellung des Friedens zu beschleunigen, und denselben in den Stock-

holmer Verträgen, mit der Abtretung von Bremen und Verden an den König Georg I. von Großbritannien, als Kurfürsten von Hannover (1719 Nov. 20), und von Vorpommern bis an die Pene (1720 Jan. 21) an Preussen, zu erkaufen genöthigt wird. Ihr Gemahl, der neue König Friedrich, dem sie, mit Bewilligung der Reichsstände, den Thron überlassen hatte, vergleicht sich noch in dem Frieden zu Friedrichsburg (1720 Jul. 5), der die Schwedische Zollfreiheit im Sund und in den Belten aufhebt, und den Dänischen Besitzstand in dem Gottorpischen Antheil an Schleswig befestigt, mit Dänemark, und zuletzt, nach schrecklichen von den Russischen Flotten an den Küsten Schwedens verübten Verheerungen, zu Nystädt (1721 Aug. 5) auch mit Rußland, welches Ingermannland, Liefland, Esthland und einen Theil von Karelen und Finnland gewinnt. Schweden hört auf, die erste Macht im Norden zu seyn; Rußland trat an seine Stelle, und behauptete von nun an einen fortdauernden Einfluß auf die großen Europäischen Angelegenheiten. Peter I. der Grofse nimmt den Kaisertitel an; führt, nach dem Beispiel von China, ein neues Staatsgesetz ein, welches dem Regenten die willkührliche Anordnung der Thronfolge zuspricht, fährt unablässig fort, die Belebung und Ausbreitung nützlicher Thätigkeit unter seinem Volk, die Vermehrung und Aufnahme der Fabriken und Manufakturen, und die Veredlung des geistlichen Standes zu befördern, stiftet eine Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, und erweitert, bei Gelegenheit der in Persien ausgebrochenen innerlichen Unruhen, durch bedeutende Eroberungen

rungen am Caspischen Meere, die südlichen Grenzen seines Reichs, dessen Macht und Ansehen sich in eben dem Verhältniß erhob, in welchem das benachbarte Polen, wo kurz nach dieser Zeit (1726) auch die Curländischen Lehnfolgehändler ihren Anfang nahmen, durch die Vernachlässigung jeder Art von Cultur, durch ärgerliche Religionsbewegungen, und durch die Unterdrückung und Erlöschung alles Bürgersinns, immer weiter und sichtbarer zurückkommt.

II. Karl VI. schließt, nach einem bald aufgegebenen Versuch, in Verbindung mit den Deutschen Reichsständen, den Krieg fortzusetzen, mit dem König Ludwig XIV. für sich und das Deutsche Reich den Rastadt-Badischen Frieden (1714 März 6. u. Sept. 7), nach welchem die Ryswiker Bedingungen in der Hauptsache bestätigt, die Kurfürsten von Baiern und Cöln in den vorigen Stand wieder hergestellt, und sowohl, bei den hiermit unbefriedigt gebliebenen Wünschen und Hoffnungen mehrerer Stände, als durch die wieder zur Sprache gebrachte Ryswiker Clausel, und über das Reichs-Ertzschatzmeisteramt, neue Beschwerden und Zwistigkeiten in Deutschland herbeigeführt wurden.

III. In einem Türkenkriege, den der Christenhafs des Grosweßirs Ali Kumurgi den Venetianern zuzieht (1715), verliert die Republik Morea, ihr Bundesgenofs aber, Karl VI. erobert, durch den Prinzen Eugen, nach glorreichen Siegen das Temeswarer Banat und Servien. Der Passarowitzer Friedensschluss läßt beide Provinzen in des Kaisers (1718 Jul. 21), Morea, in des Sultans Achmet's III. Händen,

und die Venetianer bleiben im Besitz der in Dalmatien und Albanien eroberten Plätze. Seit dieser neuen Eroberung waren wichtige und weitaussehende Handlungs- und Schifffahrtsentwürfe, und die Befestigung der für sein Haus (1713 Apr. 19) errichteten neuen Erbfolgeordnung oder pragmatischen Sanction, durch fremde Garantien, die Lieblingsgenstände, mit denen die Politik Karl's VI. sich beschäftigte.

IV. Der eben erwähnte Türkenkrieg giebt dem, durch verschiedene im Innern unternommene Landesverbesserungen, um Spanien bereits verdient gewordenen Cardinal Alberoni, Gelegenheit, nach den Wünschen seiner Gönnerinn, der Königin Elisabeth Farnese, auf die Wiedereroberung der durch den Utrechter Frieden von der Monarchie getrennten Italienischen Nebenländer zu denken. Die ersten Angriffe scheinen zu gelingen; bald aber sieht sich Philipp V. genöthigt, nach einer von seinem Botschafter wider den Herzog-Regenten Philipp von Orleans, der als des unmündigen Königs Ludwigs XV. von Frankreich Vormund, das Staatsruder mit Kraft und Klugheit, wenn gleich nicht immer mit edler Würde, lenkte, vergeblich angestifteten Verschwörung, und eben so vergeblichen, wider den König Georg I. von Großbritannien gemachten Revolutionsversuchen, dem zur See und zu Lande entschiedenen Uebergewicht der Englischen und Französischen Waffen nachzugeben, und, nach Alberoni's Entfernung, den in der Londoner Quadrupel-Allianz (1718 Aug. 2) verabredeten Ausgleichungsplan anzunehmen (1720).

Im allgemeinen wurde die Theilung der Spanischen Monarchie zwischen Philipp V. und Karl VI. auf dem Fufs der Utrechter Bedingungen bestätigt; der Infant, Don Carlos, ältester Sohn zweiter Ehe Philipp's V., erhielt die Anwartschaft auf Toscana und die Erbländer des Hauses Farnese, als Deutsche Reichslehen; Sicilien wird mit Neapel unter Oesterreichischem Scepter vereinigt, und Savoyen mufs dagegen das minder wichtige Sardinien annehmen. Ein nach Cambray angesetzter, aber erst spät (1724) eröffneter Congress, der alle von dem Spanischen Erbfall her noch übrige Irrungen beseitigen sollte, wird zerrissen, als Philipp V., beleidigt durch die Zurücksendung seiner Tochter Maria Anna Victoria, der unmündigen Braut Ludwigs XV. seine Gesandtschaft abrief (1724), und, nach kurzen, von dem hierdurch emporgekommenen Ripperda betriebenen geheimen Unterhandlungen, in dem Wiener Frieden und den damit verbundenen Allianz- und Handels-Verträgen (1725 Apr. 30 und May 1), das engste Freundschaftsband mit Karl VI. knüpfte.

D r i t t e r A b s c h n i t t .

Von dem Wiener Frieden bis auf die Erlöschung des Habsburgisch-Oesterreichischen Mannsstamms (1725-1740.)

I. Aus der Tendenz vielmehr, als aus dem buchstäblichen Inhalt des Wiener Friedens entstandene Besorgnisse für die Ruhe von Europa, veranlassen, in

Verbindung mit dem, durch den glücklichen Fortgang der Ostendischen Gesellschaft, gereizten Brittischen Handelsinteresse, veranlassen die zwischen Großbritannien, Frankreich und Preussen zu Herrenhausen errichtete Hannöverische Allianz (1725 Sept. 3), bei deren künftigen Wirksamkeit es hauptsächlich auf den zuletzt genannten, von seinem König Friedrich Wilhelm I., in vielfacher Hinsicht empor gehobenen Staat, ankam. Beide Theile verstärken sich durch den Beitritt neuer Bundesgenossen; die Russische Kaiserinn Katharina I. schließt bei dieser Gelegenheit, auf des alles geltenden Fürsten Menzikoff Betrieb, einen folgenreichen ewigen Defensiv-Bund mit dem Kaiser Karl VI., Englische Flotten erscheinen in der Ostsee, an den Spanischen Küsten, und in den Gewässern von Amerika; Spanien macht Anstalt, Gibraltar zu belagern; alles neigt sich zu einem allgemeinen Kriege, als König Friedrich Wilhelm I., der in ein aus der Oranischen Erbfolgesache hervorgegangenes Mißverständniß mit den General-Staaten verwickelt war, der Aufnahme der Vereinigten Niederlande in die Hannöverische Allianz widerspricht, und durch Seckendorff's Geschicklichkeit gewonnen, vermöge des Königs-Wusterhauser Vertrags (1726 Okt. 12) von dem Bunde ganz abgeht. Nach vorläufig verglichener Einstellung der Feindseligkeiten (1727), schliessen Frankreich und Großbritannien mit Spanien die Verträge zu Pardo (1728 März 6) und Sevilla (1729 Nov. 9) auf Bedingungen, die dem Kaiser Karl VI. so unendlich scheinen, daß er mit gewaffneten Maafsregeln droht. Geldmangel und Englische Unterhandlungen,

bewegen ihn jedoch, in einem neuen Wiener Vertrage (1731 März 16) nachzugeben, und sowohl die Einsetzung des Infanten Don Carlos in die erledigten Herzogthümer Parma und Piacenza, und die beständige Unterdrückung der Ostendischen Handelsgesellschaft, gegen die von Großbritannien und den Vereinigten Niederlanden ihm zugesagte Garantie der pragmatischen Sanction, zu bewilligen.

II. Durch die vollständige Ausgleichung des Oranischen Erbfolgestreits wird das gute Vernehmen zwischen Preussen und den Vereinigten Niederlanden wieder hergestellt (1732 May 14); in Schweden beschäftigte man sich eifrig mit der Belebung und Vervielfältigung des Gewerbfleisses zur Heilung der durch den letzten Krieg dem Staat geschlagenen Wunden, und enthält sich jeder vermeidlichen Theilnahme an auswärtigen Staatshändeln; doch benutzt Frankreich, die aus der immer mehr eingeschränkten königlichen Regierungsgewalt entstandenen Partheienkämpfe, um sich neuen Einfluß zu verschaffen. Rußland befestigt die Freundschaft mit China durch neue Grenzverträge (1727), und giebt, um, nach der Kaiserinn Anna Wunsch, den Frieden zu erhalten, den größten Theil der Persischen Eroberungen Peters I. des Großen zurück (1727 u. 1732). König Friedrich August II. von Polen bemüht sich vergebens, seinem Kurprinzen Friedrich August noch bei seinem Leben die Polnische Thronfolge zu versichern. Es kommt vielmehr nach seinem Tode (1733) zu einer zwiespältigen Wahl, da, auf Frankreichs nachdrückliche Empfehlung, von

der Mehrzahl der Titular-König Stanislaus Leszczinski, unter Russischem und Oesterreichischem Einfluß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III. gewählt wird. Ein Russisches Heer verdrängt jenen, und der darüber entrüstete Ludwig XV. rächt sich, mit Spanien und dem König Karl Emanuel von Sardinien im Bunde, an dem Kaiser Karl VI., durch einen Krieg, den dieser, zwar vom Deutschen Reich unterstützt, aber des Beistandes seiner alten Alliirten, der Seemächte, beraubt, so unglücklich führt, daß er sich genöthigt sieht, in den Wiener Friedenspräliminarien (1735 Okt. 5), die erst nach drei Jahren in einen Definitiv-Tractat verwandelt wurden (1738 Nov. 18), Neapel und Sicilien, unter ausbedingener ewiger Trennung von Spanien, dem Infanten Don Carlos gegen Parma und Piacenza zu überlassen. Friedrich August III. bleibt im Besitz des Polnischen Throns; König Stanislaus erhielt die nach seinem Tode mit Frankreich zu vereinigenden Herzogthümer Lothringen und Barr, deren bisheriger Inhaber Franz Stephan, des Kaisers Eidam, mit dem durch die Erlöschung des Mediceischen Mannstamms erledigten Großherzogthum Toscana entschädigt wird. Sardinien erhält einige Mailändische Bezirke, und Frankreich übernimmt die Garantie der pragmatischen Sanction.

III. Noch vor der Unterzeichnung des Wiener Definitiv-Friedens sieht sich Karl VI. durch das ewige Russisch-Oesterreichische Defensiv-Bündniß, in einen Türkenkrieg verwickelt (1737), den die Kaiserinn Anna

wegen der lästigen Streifereien der Krimischen Tarn unternommen hatte, und unter glorreichen Siegen und Eroberungen des Grafen von Münnich glücklich fortsetzte (1736 u. f.). Desto nachtheiliger war die Wendung, die dieser Krieg, durch die von den Oesterreichischen Feldherren in drei Feldzügen verschuldeten Fehler, für den Kaiser Karl VI. nahm. In dem Belgrader Frieden (1739 Sept. 1 u. 18) muß Belgrad und Servien an die Pforte zurückgegeben werden, und Rußland erhält weiter nichts, als die Anerkennung seines Kaisertitels. Karl VI. stirbt, und hinterläßt die Oesterreichische Monarchie, durch den empfindlichen in den letzten Friedensschlüssen gelittenen Verlust, und bei dem zerrütteten Finanz- und Kriegstaat, seiner Tochter Maria Theresia in fühlbarer Entkräftung.

Allgemeine Anmerkungen von den Denkwürdigkeiten der ersten Periode.

Die seit dem Utrechter Frieden immer sichtbarer gewordene Abnahme des Holländischen, und das mächtige Emporblühen des der Seeherrschaft sich nähernden Brittischen Handels, erweckte und erhob den Handelsgeist unter mehrern Europäischen Völkern, und erzeugte, durch Triebfedern der Eifersucht und des Eigennutzes, die wohlthätigsten Wirkungen; indem neue Erwerbquellen geöffnet, der Geldumlauf vermehrt und befördert, die Preise der Waaren und Arbeiten erhöht, und hiermit zugleich zum Bedürfnis gewordene größere Arbeitsamkeit und nützliche Thätigkeit allgemeiner verbreitet wurde. Die höhere Mathematik machte

zum Vortheil der Nautik und der Mechanik, durch Leibnitz und Newton; das durch Wolf's lichtvolle Lehrart erleichterte Studium der philosophischen und mathematischen Wissenschaften, zum Besten der aufgeregten menschlichen Denkkraft, die Heilkunde und Chemie, durch Friedrich Hofmann und Stahl, bedeutende Fortschritte. Nur die Sittlichkeit konnte, bei dem verführerischen Beispiele einiger Höfe, besonders des Französischen, unter dem Herzog-Regenten Philipp von Orleans, nichts gewinnen, und die fortgesetzte Jansenistische Spaltung sowohl, als die ärgerlichen Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Dominikanern in der Römisch-Katholischen, und vielfache, mit Lieblosigkeit veranlafte und fortgesetzte Reibungen in der Protestantischen Kirche; der blinde Bekehrungseifer einzelner Religionspartheien, und die fortdauernden Greuel der Inquisition, zu deren Einschränkung sich in Portugal, unter dem König Johann V. eine nur allzubald wieder verschwundene Aussicht zeigte (1722 - 1733), beweisen hinlänglich, daß ächt christlicher Religionssinn und wahre Aufklärung noch immer zu den frommen Wünschen gehörten.

Zweite Periode.

Von der Erlöschung des Habsburgisch-Oesterreichischen Mannsstamms bis zum Ausbruch der Nordamerikanischen Unruhen (1740 - 1774).

Erster Abschnitt.

Von der Erlöschung des Habsburgisch-Oesterreichischen Mannsstamms bis auf den Aachener Frieden (1740 - 1748).

I. Ruhig nahm die Königin Maria Theresia Besitz von dem väterlichen Erbthron, und übertrug ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz Stephan von Toscana, in der sichern Hoffnung, ihn zum Kaiser gewählt zu sehen, die Mitregentschaft. Bald aber wurde diese Ruhe gestört; König Friedrich II. von Preussen, dem sein Vater ein zahlreiches und geübtes Heer und einen beträchtlichen Schatz hinterlassen hatte, erhebt Ansprüche auf einen Theil von Schlesien, und dringt, da der Wiener Hof, von dem Grafen von Sinzendorf und dessen Rathgebern, den Freiherren von Bartenstein und von Knorr, geleitet, die Preussischen Vergleichsvorschläge verwirft, an der Spitze seines Heeres noch im spätern

Herbst (1740 Dec.) in diese Provinz ein, wo der, durch des edlen Schwerin erhabene Feldherrntalente, bei Molwitz (1741 Apr. 10) erfochtene Sieg, ihm den Besitz seiner schnellen Eroberungen sichert. Frankreich verbindet sich, ohne die übernommene Garantie der pragmatischen Sanction zu beachten, als hülffleistende Macht, zu Nymphenburg (1741 Mai 18) mit dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, der, eben so wie Spanien und der König Friedrich August III. von Polen, mit Rechtsansprüchen auf die Oesterreichische Monarchie aufgetreten war; bildet einen von dem Marschall von Belisle entworfenen Theilungs- und Zersplitterungsplan auf die Erbstaaten der Königin von Ungarn, und befördert, in Gemeinschaft mit Preussen, die Kaiserwahl, des im Kriege nur kurze Zeit vom Glück begünstigten Kurfürsten von Baiern (1742 Jan. 24). Maria Theresia kam in Gefahr, den größten Theil ihrer Länder zu verlieren, da sie von dem mit ihrem Hause im ewigen Defensiv-Bündnis stehenden Rußland keine Hülfe erwarten konnte, weil dieser Staat eben damals in einen, auf Frankreichs Anstiften, ausgebrochenen Krieg mit Schweden, und in vielfache, mit der Entthronung des unmündigen Kaisers Iwan III. und der Erhebung der Kaiserinn Elisabeth Petrowna, zusammenhängende innerliche Bewegungen verwickelt war. Nur der nachdrückliche Beistand, den König Georg II. von Großbritannien und die Vereinigten Niederlande, als Garants der pragmatischen Sanction, leisteten, und die großen Anstrengungen der patriotischen Ungarn, waren vermögend, jene Gefahr zu beseitigen.

II. Maria Theresia verliert zwar, nach den Bedingungen des zu Breslau und Berlin (1742 Jun. 11. und Jul. 28) unterzeichneten Friedens, dem auch König Friedrich August III. als Kurfürst von Sachsen beitrug, ganz Schlesien, mit Ausnahme einiger Oberschlesischer Bezirke, und die wichtige Grafschaft Glatz an Preussen. Sie gewinnt aber dagegen von nun an in dem Kriege wider ihre übrigen Feinde die Oberhand, läßt alle Baiेरische Erbländer besetzen; vereitelt, durch die Wirksamkeit des, nebst Großbritannien, mit Sardinien errichteten, und durch Englische Subsidien beförderten Wormser Vertrages, die Spanischen Eroberungsabsichten in Italien (1743 Sept. 13); verstärkt sich durch ein Bündniß mit Kur-Sachsen (1743 Dec. 20); untergräbt das, bei dem Mißgeschick und Geldmangel des unglücklichen Karls VII. ohnehin schon geschmälerte kaiserliche Ansehen, noch mehr durch ihre ins Reich erlassene Verwahrungs-Urkunden und Circular-Noten, und ihr Heer dringt unter dem Herzog Karl von Lothringen über den Rhein bis in das Herz des Elsaßs vor (1744). Diese siegreichen Fortschritte hemmt jedoch der Einbruch des Königs Friedrich II., der sich in der Frankfurter Union (1744 Mai 22) mit Frankreich, Kurpfalz und Hessen-Cassel zur Rettung Karls VII. und der kaiserlichen Hoheit verbunden hatte, in die Böhmischen Grenzen. Der Herzog von Lothringen eilt über den Rhein zurück, vereinigt sich mit einem Kursächsischen Hülfsheer, und das Preussische Kriegsglück scheint zu wanken, erneuert sich aber in dem nächsten Feldzuge (1745), durch die Siege bei Hohen-

friedberg und Soer. Mittlerweile war der, unter diesen Umständen, in den Besitz von Baiern zurückgekehrte Kaiser Karl VII. in München gestorben (1745 Jan. 20), und sein Sohn, der Kurfürst Maximilian Joseph, durch die Ueberlegenheit der Oesterreichischen Waffen, zu Füssen (1745 Apr. 22) Frieden zu schliessen, genöthigt worden. Der Gemahl der Königin von Ungarn, Franz Stephan, wird durch Stimmenmehrheit zum Kaiser gewählt (1745 Sept. 15), und in dem, nach einem neuen bei Kesselsdorf erkämpften Preussischen Siege, zu Dresden, auf dem Fuß der Breslau-Berliner Bedingungen, zu Stande gekommenen Frieden (1745 Dec. 25), auch von der Krone Preussen in dieser Würde erkannt.

III. Ein für das siegreiche Rußland vortheilhafter Friede, den nach Dänemark's vergeblicher Hoffnung, die drei Nordischen Kronen in seinem Regentenstamm vereinigt zu sehen, die auf Russische Empfehlung vollzogene Wahl eines Holstein - Gottorpischen Prinzen, Adolph Friedrich, zum Schwedischen Thronfolger (1743 Jul. 5) erleichtert hatte, beendet zu Abo (1745 Aug. 17) den Krieg mit Schweden. Maria Theresia würde jetzt sogleich den von der Kaiserinn Elisabeth erwarteten Beistand erhalten haben, wenn nicht ein zwischen beiden Höfen entstandenes Mißverständniß, welches erst spät beseitigt werden konnte (1745), denselben so lange verzögert hätte, daß in der Zwischenzeit, in welcher Rußland seine Bündnisse mit Oesterreich, und Großbritannien erneuerte (1746), und der neue König von Spanien, Ferdinand VI.,

den Krieg in Italien nicht länger mit dem von seinem (1746) verstorbenen Vater Philipp V. bewiesenen Nachdruck fortsetzte, der glorreiche Marschall von Sachsen, nach wiederholten Siegen, die Eroberung der Oesterreichischen Niederlande vollenden (1745 — 1747), und bis in die Generalitätslande, wo Bergen op zoom erobert wird, vordringen konnte. Diese Gefahr stimmt die Generalstaaten zum Frieden; Frankreich, dessen Seemacht bis auf ein Kriegsschiff vernichtet, und Spanien, dem, in seinem mit Großbritannien in den Amerikanischen Gewässern schon früher (1739) ausgebrochenen Kriege, diese Macht ebenfalls überlegen war, hegen ähnliche Gesinnungen, und das in Bewegung gesetzte Russische Hülfsheer war noch nicht lange in Deutschland angelangt, als die Unterhandlungen begannen, und der Congress zu Aachen eröffnet ward, wo nach einem Präliminar-Vertrage zwischen Frankreich und den Seemächten (1748 Apr. 30), und nach einigen von Oesterreich gemachten Schwierigkeiten, der allgemeine Friede unterzeichnet wird (1748 Okt. 18). Es bleibt im Wesentlichen bei der pragmatischen Sanction, und die Kaiserinn Königin Maria Theresia, kehrt in den Besitz der Oesterreichischen Niederlande zurück. Sie überläßt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastella, ohne ihrer Lehnsv Verbindung mit dem Deutschen Reich zu erwähnen, dem Infanten Don Philipp, des Königs Ferdinand VI. Halbbruder; ihr Gemahl Franz I. wird allgemein als Römischer Kaiser erkannt, und alle an dem Frieden Theil nehmende Mächte verpflichten

sich zur Garantie wegen Schlesien und Glatz für die Krone Preussen.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Aachener Frieden bis auf die Friedensschlüsse zu Paris und Hubertsburg (1748 - 1763).

I. In den Friedensjahren, die auf die Aachener Verträge folgten, schien ein allgemeiner Eifer für wichtige Verbesserungen, im Finanz- Polizei- Handels- und Kriegsstaat, für Künste und Wissenschaften, die Europäischen Regierungen zu beleben, und an die Namen Chotek, Haugwitz, Lichtenstein, Ensens, Wall, Cocceji, Pombal, Tessin und van Swieten, werden sich, jederzeit große Erinnerungen an ruhmwürdige, wenn gleich nicht immer mit einem bleibenden Erfolg gekrönte Bemühungen um das Wohl der Staaten und ihre Beherrscher knüpfen. Nur Deutschland, als ein Ganzes betrachtet, litt ebenso wie Polen an den Folgen immer weiter um sich greifender Justiz- und Verwaltungsgebrechen, und Frankreichs Staatsverwaltung wurde, unter dem gebieterischen Einfluß der Marquise von Pompadour in allen ihren Zweigen vernachlässigt. Eben dieser Einfluß war es, der die schon seit dem Congreß zu Aachen, nach den Ideen des staatsklugen Kaunitz vorbereitete wechselseitige Annäherung zwischen Frankreich und Oesterreich dergestalt beförderte, daß dieselbe endlich den engen Versailler Freundschafts-

und Bundesvertrag zwischen beiden Häusern zur Folge hatte (1756 Mai 1).

II. Mit der eben erwähnten Annäherung ging für Großbritannien die sichere Hoffnung auf die Freundschaft des Wiener Hofes, so wie, durch das Andenken der in dem letzten Kriege gebrachten Opfer, das Zutrauen der Vereinigten Niederlande verloren. Englisch - Französische (1753) zuletzt in Thätlichkeiten (1755) ausgebrochene Grenzirrungen in Nordamerika, und des Königs Friedrich's II., durch das ihm nicht unbekannte persönliche Mißverhältniß der Russischen Kaiserinn Elisabeth, vermehrte Besorgnisse wegen des gefährdet scheinenden Besitzes von Schlesien, vereinigt mit dem Plane Frankreichs, den Kriegsschauplatz in die Hannöverischen Erbländer zu verpflanzen, bringen diesen Monarchen mit dem König Georg I. von Großbritannien zu Westminster in eine genaue Verbindung (1756 Jan. 16), und bald darauf wider Oesterreich und Kursachsen in die Waffen (1756 Aug.), Rußland und Frankreich nehmen als Bundesgenossen Marien Theresiens, die letztere Krone auch, gemeinschaftlich mit Schweden, unter dem Rechtsgrunde einer schuldigen Gewährleistung des Westphälischen Friedens, und der größte Theil des Deutschen Reichs, zur behaupteten Handhabung der Reichssatzungen vom Landfriedensbruch, wider Friedrich II., als Kurfürsten von Brandenburg, Theil an dem Kriege gegen Preussen.

III. Großbritannien kämpft mit anhaltendem Glück zur See und unter glorreichen Eroberungen in Ame-

rika, Ostindien und Afrika wider Frankreich; Preussen erhält sich, wenn gleich sein Kriegsglück zuweilen wankte, fortdauernd im Besitz der Kursächsischen Erbländer. Der Bourbonische Hausvertrag (1761 Aug. 15), und Spaniens Angriff auf Portugal, zieht zwar die weitere Ausbreitung der Kriegsflamme nach sich. Die Ueberlegenheit der Brittischen See- und Landmacht bewährt sich aber aufs neue, durch die Eroberung von Havannah, Martinique und der philippinischen Inseln, und durch Portugals Rettung. Auf der andern Seite sieht sich das von allen Seiten gedrängte Preussen, nach der Kaiserinn Elisabeth Tode (1762 Jan. 5), durch die Friedensschlüsse mit dem neuen Kaiser Peter III., und dem König Adolf Friedrich von Schweden (1762 Mai 5 und 21) zweier Feinde entledigt, und gewinnt abermals die Oberhand im Kriege wider Oesterreich und das Deutsche Reich, welches letztere zur Neutralität genöthigt wird. Mittlerweile hatte das neue Englische Ministerium unter Georg III., die Gesinnungen des (1760 Okt. 25) verstorbenen Königs Georg II. in Rücksicht Preussens nicht fortgesetzt, und neigte sich zum Frieden mit Frankreich, der auch mit Einschliessung von Spanien und Portugal zu Paris (1763 Febr. 10), so wie der Friede zu Hubertsburg, zwischen Preussen auf der einen, Oesterreich und Kursachsen, mit Einschliessung des Deutschen Reichs, auf der andern Seite (1763 Febr. 15) zu Stande kommt. Großbritannien gewinnt Canada, und die Westindischen Inseln Grenada, St. Vincent, Dominique und Tabago von Frankreich, Ost- und Westflorida von Spanien,

giebt aber seine übrigen ungleich wichtigern Eroberungen an diese beiden Kronen zurück. Portugal bekommt alles in Europa und Amerika verlorne wieder. Preussen bleibt im Besitz von Schlesien und Glatz, verspricht die Römische Königswahl des Erzherzogs Joseph, und die Nachfolge eines Oesterreichischen Prinzen in die Reichslehen des Hauses Este zu befördern, und räumt die eingenommenen Kur-Sächsischen Erbländer.

Dritter Abschnitt.

Von den Friedensschlüssen zu Paris und Hubertsburg, bis zum Ausbruch der Nordamerikanischen Unruhen (1763 - 1774).

I. Nach der Wiederherstellung der Ruhe von Europa, blieb Preussen, mit der Herstellung des Wohlstandes seiner durch den Krieg hart mitgenommenen Provinzen eifrigst beschäftigt, eine Zeitlang ohne Bundesgenossen. Bald aber veranlassten die Polnischen Wahlhandlungen nach des Königs Friedrich August III. Tode (1763 Okt. 5), ein enges Schutz- und Trutzbündniss zwischen Friedrich II. und der Russischen Kaiserinn Katharina II. (1764 Apr. 11), welches die Erhebung des Grafen Stanislaus August Poniatowski (1764 Sept. 7) auf den erledigten Thron zur Folge hat. Die Unzufriedenheit verschiedener Großen mit dieser Wahl, und mit des neuen Königs dem Russischen Interesse, und den Dis-

sidenten günstigen Gesinnungen, und die Verhetzungen einiger unduldsamen Bischöfe, ziehen unruhige Bewegungen, und zuletzt mehrere Conföderationen nach sich (1768). In dem hierüber ausgebrochenen innerlichen Kriege, unterstützt Katharina II. den König und dessen Anhänger mit gewaffneter Hülfe; und die Conföderirten verleiten den Sultan Mustafa III. zum Kriege wider Rußland, der von der Kaiserinn, durch ihren siegreichen Feldherrn Romanzow zu Lande, und durch ihre Flotten, unter Orlow's und Elphinston's Befehlen, zur See, mit so überwiegendem Glück geführt wird, daß Mustafa's III. Thronfolger, Abdul-Hamid in dem Frieden zu Kutschuk-Kainardschy (1774 Jul. 21), der Hoheit über die Krimischen Tatarn und ihre Besitzungen entsagen, und Asow, Kiertsch, Kinburn und Jenikale, nebst dem Landstrich zwischen dem Bug und Dnepr an Rußland abtreten muß. Noch vor der Beendigung dieses, unter Preussens Mitwirkung, durch gezahlte Subsidien, geführten Krieges, waren die Polnischen Conföderirten gedemüthigt, und, nach einer vorläufigen, zufällig veranlaßten, und zu St. Petersburg genommenen Abrede zwischen den Ministern von Oesterreich, Preussen und Rußland, die erste Theilung Polens beschlossen, die in Anspruch genommenen Provinzen besetzt, die Rechtsgründe des ergriffenen Besitzes in den Manifesten der drei verbündeten Höfe ausgeführt (1772 Sept. 18), und auf dem Reichstage zu Warschau, der auch der Regierungsverfassung des Reichs, durch die Einführung des immerwährenden Raths, eine veränderte Gestalt gab, die Abtretung durch einen drei-

fachen Cessionsvertrag (1775 Aug. 22. Sept. 1. und 18) förmlich vollzogen worden.

II. Die Bourbonischen Höfe und Portugal entzweien sich, wegen der strengen von ihrer Seite gegen die Jesuiten ergriffenen Mafsregeln mit dem Pabst Clemens XIII. (1764. 1767 u. f.); in Schweden stellt Gustav III. durch seine Klugheit und Festigkeit, das herabgewürdigte Ansehen der königlichen Majestät und ein billiges Verhältnifs derselben zu dem nunmehr eingeschränkten Reichsrath und den Ständen wieder her (1772); Dänemark verliert mit der Hinrichtung des von dem König Christian VII. schnell emporgehobenen Grafen Struensee (1771), die Aussicht auf manche heilsame Staatsverbesserungen; Frankreich und Spanien arbeiten mit Eifer und glücklichem Erfolg an der Herstellung ihrer Seemacht, ohne dafs es der ersten Macht gelingt, ihren zerrütteten Finanzstaat zu verbessern, und der andern, ihre Heilungsversuche in Rücksicht mehrerer Mißbräuche zu vollenden. Grofsbritannien ist bemüht, sich seine durch den letzten Krieg merklich vermehrte Staatsschuldenlast zu erleichtern, und zu dem Ende durch verbesserte Zollordnungen, Einschränkung des Schleichhandels, und Besteuerung der Nordamerikanischen Colonien, den Ertrag der öffentlichen Einkünfte zu erhöhen (1765, 1766, 1772). Ermuthigt durch das schwankende Benehmen des Brittischen Parlaments, widerspricht die Mehrzahl der Colonien dem Besteuerungsrecht des Mutterlandes, und, nach einer zu Boston vorgefallenen Gewaltthätigkeit (1772 Dec. 21), und

von der Regierung dagegen ergriffenen gewaffneten Maafsregeln (1775), vereinigen sich die missvergnügten Provinzen in einem Congress zu Philadelphia, und rufen ihre Milizen zu den Waffen (1774).

Allgemeine Anmerkungen von den Denkwürdigkeiten der zweiten Periode.

Seit dem Verfall des Mogolischen Reichs durch den verheerenden Einfall des Persischen Schach Nadir, nach dessen gewaltsamen Tode (1747) das Persische Reich in Ost- und West-Persien zerrissen wurde, fand die Englisch-Ostindische Handelsgesellschaft, besonders bei dem letzten Kriege mit Frankreich, Gelegenheit, ihre Besitzungen in Ostindien merklich zu erweitern, und hiermit der Brittischen Handelsmacht ihren eigenthümlichen Charakter des ausschliessenden Emporstrebens anzueignen. Die fast allgemeine Ausbreitung und Vervielfältigung der Fabriken und Manufakturen, brachte in mehrern Staaten das System der Handelsverbote und Handelsbeschränkungen, und dieses, mehr als eine neue Form des kaufmännischen Speculationsgeistes hervor. Auf dem Aachener Friedenscongress, und bei Gelegenheit einiger darauf folgenden, vornehmlich der durch die erste Theilung Polens veranlassten Unterhandlungen, erreichte die Kunst des Diplomaten den höchsten Grad ihrer Verfeinerung, und das politisch-völkerrechtliche System des Gleichgewichts von Europa nahm eine ganz veränderte Gestalt an. Die Denkfreiheit erhielt, durch Friedrich's II. mächtig auf sein Volk wirkendes Beispiel,

einen hohen oft kühnen Schwung, der; dem menschlichen Selbstgefühl schmeichelnd, hin und wieder schlummernde Ideen weckte, das Gemüth erhob und den Unternehmungsgeist belebte. Die Mathematik in ihrem ganzen Umfange, besonders die höhere Analysis und die Astronomie; die gesammte Naturwissenschaft, vorzüglich die Elektrizitätslehre, die physische Erdkunde und die Naturgeschichte machten, sowohl durch die Bemühungen einzelner Gelehrten, als durch die gehaltreichen Arbeiten der Akademien zu London, Paris, Berlin, St. Petersburg und Stockholm, bedeutende Fortschritte, und die reich ausgestattete Göttinger Universitäts-Bibliothek erleichterte manchem aufkeimenden Talent seine Entwicklung und Wirksamkeit. Das Gebiet der Philosophie wurde von Alexander Baumgarten mit einer neuen Wissenschaft, der Aesthetik, vermehrt; die Aufnahme der Exegese und der morgenländischen Literatur führte die Gottesgelehrten auf geläuterte Religionsbegriffe; der Geschmack nahm, theils durch die gefällige Leichtigkeit des Ausdrucks einiger Französischer und Italienischer Dichter, theils durch die Bekanntmachung der Gesänge Ossians neue Richtungen an. Im Felde des allgemeinen Staats- und peinlichen Rechts, gaben Rousseau und Beccaria zu weiter führenden Ansichten und Forschungen Anlaß, und Voltaire verbreitete, durch seinen Einfluß und durch seine Schriften, mit dem Geiste der Duldung zugleich eine der Religiosität gefährliche Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Trostgründe des wechselvollen Menschenlebens.

Dritte Periode.

Von dem Ausbruch der Nordamerikanischen Unruhen, bis auf den Frieden zu Lüneville (1774 - 1801).

Erster Abschnitt.

Von dem Anfange der Nordamerikanischen Unruhen, bis zum Ausbruch der Französischen Revolution (1774 - 1789).

I. Friedrich II. mit der Organisation und Benutzung seiner neuen West-Preussischen und Polnischen Er rungenschaften, mit der Beförderung der Schiffahrt und des Seehandels, und Katharina II. mit der Vollendung der Schöpfungen Peter's des Großen, und mit wichtigen Verbesserungen der Staats- und Provinzial-Verwaltung beschäftigt, gewähren beide den von dem aufgeklärten Pabst Clemens XIV. unterdrückten (1773 Jul. 21) Jesuiten, Aufenthalt und Schutz in ihren Staaten. Der Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern, und ein von seinem Nachfolger Karl Theodor, mit dem Wiener Hofe über den Baierisch-Straubingischen Landes-antheil geschlossener Cessionsvertrag 1778 Jan. 3) veranlaßt den König Friedrich II. zur Behauptung der

Pfalz-Zweibrückischen Rechte, zu einem Kriege mit der Kaiserinn-Königinn Maria Theresia, der jedoch, unter Französisch-Russischer Vermittlung, durch den Frieden zu Teschen (1779 Mai 13) bald wieder auf die Bedingungen beendet wird, daß Oesterreich, gegen Einräumung des Innviertels, den Straubingischen Antheil zurück giebt, und Kursachsen für seine Allodialansprüche sechs Millionen Gulden erhält. Bald darauf gewinnt Kaiser Joseph II., Sohn und Mitregent der Kaiserinn Königinn, die Freundschaft des von dem Preussischen Bündniss abgezogenen Russlands (1780), und verfolgt von nun an, nach seiner Mutter Tode (1780 Nov. 29), vielfache, zum Theil auch der Erhaltung der ohnehin lockern Bande des Deutschen Reichskörpers nachtheilige Vergrößerungsanschlüge. Sein Plan, durch einen Tausch mit Kurpfalz, gegen den größten Theil der Oesterreichischen Niederlande, Baiern an sich zu bringen, wird, durch den von Preussen entworfenen und bewirkten Deutschen Fürstenbund (1785 Jul. 23) hintertrieben. In der Hoffnung, auf einer andern Seite zu gewinnen, läßt er sich mit der Kaiserinn Katharina II., die schon früher der Pforte die Anerkennung der Rechtmässigkeit des Russischen Besitzes in der eingenommenen Krim abgenöthigt hatte (1784 Jan. 8), in einen auf Englands Antrieb ausgebrochenen Türkenkrieg (1787) ein (1788), der den nach Friedrichs II. Tode (1786 Aug. 17), von dessen Thronfolger Friedrich Wilhelm II. begünstigten Polen Gelegenheit giebt, sich, durch die Beschlüsse eines conföderirten Reichstags zu Warschau (1788), des

Russischen Einflusses und des immerwährenden Rathes zu entledigen (1789 Jan. 19).

II. Nach Ludwig's XV. Tode (1774 Mai 10) erweckt der wohlgesinnte Ludwig XVI. durch sein Bestreben, den zerrütteten Finanzen Frankreichs aufzuhelfen, und noch andere Mißbräuche abzustellen, die günstigsten, aber, bei dem zu tief eingerissenen Uebel, unerfüllt gebliebenen Hoffnungen. Dennoch unterstützt er die dreizehn Vereinigten Staaten von Nordamerika, die, durch eine glückliche Wahl, dem edlen Washington den Oberbefehl im Kriege anvertraut, und dem Mutterlande förmlich den Gehorsam angekündigt hatten (1776 Jul. 4), erst heimlich, und, nach dem von den Britten bei Saratoga (1777 Okt. 17) erlittenen Verlust, vermöge eines mit denselben als unabhängigen Freistaaten geschlossenen Bundes (1778 Jan. 26), auch öffentlich wider Großbritannien, welches bald darauf auch an Spanien einen neuen Feind bekommt (1779), und durch seine strengen, mit willkürlicher Ausdehnung des völkerrechtlichen Begriffs der verbotenen Waaren, gegen den Contrebande-Handel ergriffenen Maafsregeln, das Mißvergnügen mehrerer zur Behauptung einer bewaffneten Neutralität (1779) vereinigten Mächte, sich zuzieht. Gegen die, durch den Bruch mit den Vereinigten Niederlanden (1780), vermehrte Anzahl seiner Feinde, behauptet zwar Georg III. zur See die Oberhand, verliert aber fortdauernd im Kriege mit den Colonien, auch verschiedene seiner Besitzungen wider Frankreich und Spanien, und sieht sich daher genöthigt, in den Frie-

densverträgen zu Paris (1783 Sept. 3. u. 1784 Mai 20), die Unabhängigkeit der Vereinigten Nordamerikanischen Freistaaten zu erkennen, Minorka und Florida an Spanien abzutreten, und der Krone Frankreich wichtige Vortheile in Ost- und Westindien und in Afrika einzuräumen, wogegen es Negapatnam von den Vereinigten Niederländern gewinnt.

III. Frankreich, von dem ehrgeitzigen Vergennes geleitet, fährt fort, seine innerliche Schwäche, und die von seinen zurückkehrenden Kriegern aus Nordamerika in ihr Vaterland verpflanzten und verbreiteten Freiheitsgrundsätze nicht beachtend, sich in auswärtige Händel zu mischen; vermittelt, um die Freundschaft der Generalstaaten zu gewinnen, den Scheldestreit mit Joseph II. (1785 Nov. 8), schadet, durch einen übel berechneten Handelsvertrag mit Großbritannien, dem Gewerbflusse seiner Unterthanen (1786 Sept. 26), und unterstützt und verhetzt die Holländischen Patrioten wider das Haus Oranien, bis Preussen, durch gewaffnete Maafsregeln, diesen Unruhen ein Ende macht (1787 u. 1788). Endlich beruft Ludwig XVI., bei der unheilbar gewordenen Finanzzerrüttung, der weder von einer doppelten Versammlung der Notablen (1787 und 1788) noch von dem gepriesenen Finanzminister Necker abgeholfen werden konnte, die allgemeinen Stände des Königreichs nach Versailles. Wenige Wochen nach der Eröffnung des Reichstags (1789 Mai 4), bricht aber, durch einen fürchterlichen Aufstand des zum Mißtrauen gegen den Hof gereizten Volks zu Paris, mit der Erstürmung

der Bastille eine Staatsumwälzung aus, die den Sturz der königlichen unumschränkten Gewalt nach sich zieht (1789 Jul. 14 u. f.).

Zweiter Abschnitt.

Von dem Ausbruch der Französischen Revolution, bis auf den Frieden zu Lüneville (1789 - 1801).

I. Bald nach dem Aufstande des Pariser Volks, unterdrückt die Französische National-Versammlung (1789 Aug. 5) alle unter dem Namen der Ausflüsse der Feudalverfassung begriffene Gerechtsame und Vorrechte (Jura singularia) einzelner Stände, Körperschaften und Provinzen; verlegt sich, nachdem neue Greuelszenen erfolgt waren, zugleich mit der Residenz des Königs, von Versailles nach Paris (1789 Okt. 9), erklärt die Kirchengüter für National-Domänen, hebt alle Klosterorden und den Erbadel auf, und setzt für zwölfhundert Millionen Franken Assignate, ein in der Folge ganz werthlos gewordenes Papiergeld, in Umlauf (1790). Viele Mißvergnügte wandern aus; hin und wieder äussern sich unruhige Bewegungen, verschiedene Deutsche Reichsstände, die durch die vorgenommenen Neuerungen in ihrem Friedensschlusmässigen Besitzstande gekränkt wurden, erheben Beschwerden; die National-Versammlung führt Gegenbeschwerden über die Aufnahme und geduldete Bewaffnung, der besonders in Coblenz und den Oesterreichischen Niederlanden zahlreich versammelten Emi-

grirten. Der König, dem die National-Versammlung (1789) die vollziehende, so wie sich selbst die gesetzgebende Macht zugesprochen hatte, wird in dem Palast der Tuilerien streng bewacht, von der versuchten Flucht nach Paris zurückgeführt (1791 Jun. 21), und nimmt die neue Constitution an (Sept. 3). An die Stelle der ersten tritt die zweite oder gesetzgebende National-Versammlung (Okt. 1), die unter dem überwiegenden Einfluß der erklärten Feinde des Königthums und der Königin Marie Antonie, der Jakobiner, den Krieg wider Oesterreich erklärt (1792 Apr. 20).

II. Bei fortdauerndem Russisch - Oesterreichischem Waffenglück im Türkenkriege, bekommt Katharina II. einen neuen Feind an dem zum Vortheil der Pforte sie angreifenden König Gustav III., welches einen Bruch zwischen dem mit Rußland alliirten Dänemark und Schweden nach sich zieht (1788), der jedoch durch Preussens und Großbritanniens Vorstellungen bald wieder beseitigt wird. Des Kaisers Joseph II. verfassungswidrige Neuerungen bringen die Oesterreichischen Niederlande zur Insurrection, auch in Ungarn zeigen sich aus ähnlichen Gründen unruhige Bewegungen (1789), welche letztere der tödtlich kranke Kaiser durch die vollkommenste Herstellung der alten Verfassung beilegt, und (1790 Febr. 20) seinen Bruder Leopold II. zum Nachfolger hat, der sich mit dem zum Kriege gerüsteten Preussen zu Reichenbach (1790 Aug.) vergleicht, dem Russischen Bündniß entsagt, und in dem Frieden zu Szistow, Belgrad und alle übrige Eroberungen der Pforte zu-

rückgiebt (1791). Rußland, durch den übereilten Frieden bei Wärelä (1790 Aug. 14) mit Schweden ausgesöhnt, und von Preussen bedroht, folgt seinem Beispiel (1792 Jan. 9), und Selim III. kehrt, mit Ausnahme von Oczakow und einiger Bezirke am Dniester und Kaukasus, in den Besitz des verlorenen zurück.

III. Leopold II. hatte kaum, durch die Reichenbacher Convention, Preussens Freundschaft gewonnen, als er sich zum Kaiser gewählt und Belgien beruhigt sah (1790). Dagegen bot Schweden, wo bereits im letzten Kriege eine Meuterei des Finnländischen Heers das Waffenglück gegen Rußland gehemmt hatte, den Schauplatz innerlicher Gährungen dar, die besonders der Adel, unzufrieden mit der von dem Bürgerstande begünstigten Erweiterung der königlichen Gewalt, unterhielt, und die dem König Gustav III. auf dem Reichstage zu Gefle, durch Meuchelmord, das Leben kosteten (1792 März 29). Auch in Polen erhob sich eine Parthei wider die von der Mehrheit der Stände, ohne Preussens und Rußlands Beifall, eingeführte freisinnige Constitution, zu deren Vernichtung ein Russisches Heer einrückte (1791 Mai 3 u. f.). Diese Polnischen Angelegenheiten, der Kaiserinn Katharina II. den ausgewanderten Französischen Prinzen günstige Gesinnungen, und gleichförmige von dem Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Pilnitz (1791) genommmene Abreden, führten, die Erneuerung des guten Vernehmens zwischen Preussen und Rußland, und, nach der Unterdrückung jener neuen Constitu-

tion, die, zwischen diesen zwei Mächten (1793) vollzogene zweite Theilung Polens, so wie, endlich, nach des für die Freiheit seines Vaterlandes begeisterten Kosciusko Niederlage und Gefangenschaft (1794 Okt. 10), mit Zuziehung Oesterreichs, die dritte Theilung und völlige Auflösung des Polnischen Staats herbei (1795. 1797).

IV. Ein zu Berlin (1792 Febr. 7) zwischen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. errichteter ewiger Defensivbund hat die Folge, daß Preussen, mit des erstern, ohne Widerspruch auf den Deutschen Reichsthron beförderten Nachfolger, Franz II. vereinigt, das revolutionirte Frankreich bekriegt. Während eines mißlungenen Einfalls in Champagne (1792), bricht ein Französisches Heer in Deutschland ein, besetzt Mainz, und wird erst durch die von dem König von Preussen ergriffenen Maafsregeln zurückgetrieben, auch, nachdem der Reichskrieg erklärt worden (1793), nach der Wiedereroberung von Mainz und einigen Preussischen Siegen, bis über die Queich zurückgedrängt, welche Vortheile jedoch durch den von dem Herzog von York und dem Oesterreichischen General Hotze erlittenen doppelten Verlust, bald wieder verloren gehen. In Frankreich war mittlerweile, nach Abscheu erregenden Schreckensscenen, Ludwig XVI. mit seiner Familie in dem Tempelthurm verhaftet, entsetzt (1792 Aug. 10 u. f.), von dem Nationalconvent das Königthum abgeschafft, die Französische Republik eingeführt (Sept. 21.), und der als Verbrecher behandelte König hingerichtet worden (1793 Jan. 21).

Die neue Republik erklärt den Krieg wider Großbritannien, die Vereinigten Niederlande, Spanien, Portugal und Neapel (1793 Febr. März, May.), und entreißt dem schon früher angegriffenen (1792) König von Sardinien, Savoyen und Nizza. Französische Heere erobern die Oesterreichischen Niederlande (1794), und das verschiedene Interesse der Alliirten, bewirkt, nach der Königin Hinrichtung (1793 Okt. 16), des republikanischen Despoten Robespierre Sturz (1794 Jul. 28), und namenlosen im Innern von Frankreich verübten Greueln, die Friedensschlüsse mit den Kronen Preussen (1795 Apr. 5.) und Spanien (Jul. 22) zu Basel. König Karl IV. von Spanien, schließt sogar ein Bündniß mit Frankreich (1796 Aug. 18), und bricht darüber mit Portugal; alles auf Antrieb seines unumschränkten Rathgebers, des Herzogs von Alcudia, (Principe de la Paz).

V. Bei dem Einbruch eines Französischen Heers in Holland, flieht das Erbstatthalterliche Haus nach England, und die Niederländische Union wird, unter Mitwirkung der Patrioten, in eine Batavische Republik verwandelt, die ihr Daseyn der Französischen, mit großen Geldsummen und einem lästigen Bündniß, welches einen Krieg mit Großbritannien, und den Verlust fast aller Colonien nach sich zieht, bezahlen muß (1795 Mai 16). Frankreich giebt sich eine regelmässig geordnete repräsentative Verfassung, und bestellt ein Directorium von fünf Mitgliedern zur Ausübung der vollziehenden Gewalt (1795 Jul.). Der zum Befehlshaber des Italienischen Heers ernannte General

Bonaparte, nöthigt den König von Sardinien, den Frieden zu Paris mit der Abtretung von Savoyen und Nizza zu erkaufen (1796 Mai 15), erobert, nach glänzenden Siegen, die ganze Lombardei, stiftet daselbst eine neue Cisalpinische Republik, besetzt das Venetianische Gebiet, dringt über die Deutschen Grenzen vor (1797), und, obgleich ein zweites unter dem General Moreau in das südliche, durch die Preussische Neutralitäts-Linie von dem nördlichen getrennte Deutschland, eingebrochenes Heer zum Rückzuge genöthigt wird: so entschließt sich doch Kaiser Franz II. unter diesen Umständen, den Frieden zu Campo Formio (1797 Okt. 17) zu unterzeichnen, der die Republik Venedig vernichtet, ihr Gebiet zwischen Oesterreich, der förmlich erkannten Cisalpinischen Republik, und Frankreich, theilt, und Belgien in Französischen Händen läßt. Bald nach dem Frieden kommt Mainz in die Gewalt der Franzosen; der zu Rastadt (1797 Dec.) eröffnete Reichs-Friedens-Congress, wird, als man sich bereits über die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich verglichen hatte, durch eine neue zwischen Oesterreich, Rußland und Großbritannien geschlossene Verbindung abgebrochen (1799), und die Waffen der Alliirten gewinnen in Schwaben, in dem wiedereroberten Italien, und in der schon vor zwei Jahren in eine auf Französischem Fuß organisirte demokratische Republik (1797) umgewandelten Schweiz, bis gegen das Ende des Feldzugs, die Oberhand.

VI. Zur Ausführung eines weit aussehenden Plans wider die Englisch-Ostindische Handelsmacht, führt

General Bonaparte eine ansehnliche Land- und Seemacht nach Aegypten (1798), besetzt auf der Ueberfahrt Malta, und macht, des empfindlichen Verlustes seiner Flotte bei Abukir (1798 Aug. 8.), ungeachtet, schnelle Eroberungen. Der beleidigte Sultan Selim III. bricht, mit Rußland und Großbritannien verbündet (1798 Sept. 1), mit Frankreich, und Bonaparte kehrt, nach einem vergeblichen Versuch auf Syrien, mit Hinterlassung seines geschwächten Heers, nach Europa zurück, wo er das Directorium stürzt (1799 Nov. 9), und, vermöge einer neuen Constitution, als erster Consul an die Spitze der Französischen Republik gestellt wird (Dec. 16). In dem nächsten Feldzuge erkämpft der erste Consul durch den Sieg bei Marengo (1800 Jun. 14) in Italien, und in Deutschland General Moreau in der Hauptschlacht bei Hohenlinden (Dec. 5.), so entscheidende Vorthelle, daß von dem, obwohl ohne Vollmacht, auch im Namen des Deutschen Reichs unterhandelnden Kaiser, der Friede zu Lüneville (1801 Febr. 9) auf die Bedingungen abgeschlossen wird, daß alle auf dem linken Rheinufer gelegenen Deutschen Provinzen an Frankreich abgetreten, und die dadurch verlierenden weltlichen Reichsstände, durch die Secularisirung geistlicher Besitzungen, entschädigt werden, der Großherzog von Toscana, sein zum Königreich Etrurien erklärtes Erbland, dem Herzog von Parma überlassen, und dafür gleichfalls in Deutschland eine Entschädigung erhalten, und die Länder des Herzogs von Modena gegen das Breisgau, der nunmehrigen (1799) Italienischen Republik eingeräumt werden sollen. Im übrigen

gen wurde der Friede von Campo Formio, seinem wesentlichen Inhalt nach, bestätigt.

Allgemeine Anmerkungen von den Denkwürdigkeiten der dritten Periode.

Die Französische Revolution gab durch die gewagte Abweichung von den bisherigen Grundsätzen, in Hinsicht auf die verbindliche Kraft der Staatsverträge, die seit den Baseler Verträgen (1795) aus den Friedensinstrumenten ausgelassene Amnestie, und die Grenzen der Okkupationsrechte des Eroberers, dem Europäischen Völkerrecht eine veränderte Gestalt. Eben so eingreifend wirkten die Französischen Begriffe von Freiheit und Gleichheit auf staatsrechtliche Ansichten, und auf die Stimmung und Zufriedenheit des Staatsbürgers. Die Britische Handelsmacht erreichte, durch das, mit der Eroberung der wichtigsten Colonien in den fremden Erdtheilen, zugleich erworbene Monopol mit den meisten Colonialwaaren, ihren höchsten Gipfel. Alle Zweige der Wissenschaften gewannen, theils, durch wichtige Entdeckungen, wohin die verschiedenen Luftarten, der Galvanismus, die fast an das Wunderbare grenzende Erweiterung der Anwendungen der neuern Chemie, die Combinationslehre, und die großen Fortschritte in der Zergliederungskunst gehören; theils, durch den wohlthätigen Einfluß der zu gründlichern Forschungen jeder Art veranlassenden kritischen Philosophie. Der Mensch lernte den Menschen in sich selbst lebhafter fühlen und höher schätzen, der gesellschaftliche Ton, die ganze Handlungsweise bei allen Beschäftigungen wurde freier,

der Unternehmungsgeist, zugleich aber auch die Gleichgültigkeit, gegen äusserliche Rücksichten gröfser. Dennoch bietet die unleugbare allgemeine Vermehrung des intellectuellen Vermögens der Menschheit, die, wenn auch nicht überall den Geist des Friedens und der Liebe, doch gewifs bei den Bessern, die sittliche Veredlung beförderte, immer eine erfreuliche Erscheinung dar; und der fast allgemeine Unwille, den die in dem republikanischen Frankreich versuchte Unterdrückung der christlichen Religion (1795) erregte, enthält einen Beweis des nie ganz erloschenen Sinns für die heiligste Angelegenheit und die wahre Bestimmung des denkenden Wesens.

Der
Wettstreit der Jahrhunderte.

Ein Beitrag
zur Bestimmung der Grenzen des Geistes und
der Philosophie der Geschichte.

Der
Verfall der Jahrhunderte

Ein Beitrag
zur Begründung der Grenzen des Geistes und
der Philosophie der Geschichte.

Der Wettstreit der Jahrhunderte.

Die Geschichte der entfernten Vorzeit lehrt uns den Stolz auf die wirklichen oder eingebildeten Vorzüge unsers Jahrhunderts mässigen, indem sie uns Beispiele unerreichbarer oder doch selten nachgeahmter Anstrengungen aufstellt, die uns durch das unwillkürlich erweckte Gefühl unserer übermüthigen Ohnmacht beschämen. Die Geschichte der neuern und neuesten Zeiten hat dagegen desto mehr Interesse für ihren aufmerksamen Schüler, weil sie ihm nicht blos den Menschen im allgemeinen, mit allen seinen Tugenden und Lasten, mit allen seinen Schwachheiten und Verirrungen, sondern den Menschen als seinen Zeitgenossen in allen denkbaren Verhältnissen, und folglich zugleich sich selbst kennen lehrt. Zwar hüllt sich das grofse Räthsel der unveränderlichen Weltordnung, bei jedem mislungenen Kampfe der Vernunft mit dem Vorurtheil, bei jedem neuen Triumph des Aberglaubens oder des Despotismus, bei jeder mit der Verleugnung oder Herabwürdigung des ursprünglichen Werths der Menschheit erkaufen oder verknüpften Erhöhung menschlicher Thatkraft, in einen undurchdringlichern Schleier. Aber eben diese steigende Verwicklung

jenes großen Räthsels ist es, die uns die philosophische Untersuchung des allgemeinen Zusammenhangs der wechsellvollen Schicksale des Menschengeschlechts doppelt anziehend und lehrreich, und jedes Zeitalter in eben dem Verhältniß historisch wichtiger werden läßt, in welchem es dem Auge des Beobachters einen reichern Vorrath schwer zu enträthselnder Veränderungen darbietet.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient besonders die Geschichte der vier letzten Jahrhunderte die ganze Aufmerksamkeit des unbefangenen Denkers. Kein anderer Zeitraum stellt uns so zahlreiche und wichtige von großen und fortdauernden Folgen begleitete Ereignisse, so viele ausserordentliche Menschen, so häufige Gründe zur Rechtfertigung des Stolzes auf unsere ursprüngliche Würde, aber auch keiner so zahlreiche Zweifel wider die schmeichelhafte Hypothese fortschreitender allgemeiner Vervollkommnung auf. Jedes von diesen Jahrhunderten hat gewisse Eigenthümlichkeiten, die ihm den Vorzug vor seinen drei übrigen Schwestern, entweder zu bestreiten oder zu versichern scheinen; jedes derselben brachte in seinem Schoofse den Stoff zu einer langen Reihe bis auf die späteste Nachwelt wirksamer Veränderungen zur Reife; aber jedes nährte auch, selbst in jenen Eigenthümlichkeiten, den Keim der künftigen Zerstörung seiner wohlthätigen Wirksamkeit. Wir verdanken dem funfzehnten Jahrhundert die Wiederherstellung der alten Literatur, des guten Geschmacks und der schönen Wissenschaften; dem sechszehnten, die alles um-

fassenden Wohlthaten der Kirchenverbesserung; dem siebzehnten, ein bestimmteres Staats- und Völkerrecht, und die Grundlage zur freiern Untersuchung, Würdigung und Anwendung der unveräusserlichen Rechte der Menschheit; dem achtzehnten endlich, die allgemeinere Verbreitung der nähern Bekanntschaft des Menschen mit seinen Kräften, oder mit dem Menschen selbst. Das funfzehnte Jahrhundert erzeugte aber zugleich jene eben so thörichte als gefährliche Pedanterei, die uns die wissenschaftliche Cultur und Gelehrsamkeit als Zweck, und nicht als bloßes, vorsichtig zu gebrauchendes Mittel zu höhern und würdigern Zwecken, betrachten läßt. Mit dem Fortgange der Kirchenverbesserung gewannen theologische Zänkereien, Verketzerungssucht und Religionshafs, kurz, die gefährlichsten Hindernisse wahrer Aufklärung und ächten Menschenglücks, einen freiern und weitem Spielraum. Die neuen Bestimmungen und Ansichten, die das Staats- und Völkerrecht im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts erhielt, mußten sich, bald von unruhigen und ungehorsamen Bürgern, zum Vorwande ihrer Widerspenstigkeit gegen die gerechten Anordnungen, gegen die billigsten Forderungen der Regierung, bald von selbstsüchtigen Fürsten zu Werkzeugen der willkührlichen Gewalt und der Befriedigung einer grenzenlosen Ländersucht mißbrauchen lassen. Jenes hohe und rege Selbstgefühl, welches das achtzehnte Jahrhundert durch zahllose Veranlassungen weckte, unterhielt und nährte, wurde die Mutter der Selbstgenügsamkeit, die sich der Erfüllung jedes aufsteigenden Wunsches gewachsen, und des Leichtsinns, der sich

über alle mühsame Anstrengungen ausharrenden Fleisses, so wie über alle Rücksichten erhaben wähnt.

Es wäre also zuviel verlangt, wenn wir von irgend einem Jahrhundert reinen Gewinn für die Menschheit erwarten wollten. Jede große Begebenheit, die den Kräften eines beträchtlichen Theils des Menschengeschlechts einen höhern Schwung, oder eine veränderte Richtung gab, veränderte auch zugleich die Formen, oder vermehrte die Zahl menschlicher Bedürfnisse. Man gewöhnte sich, über tausend Gegenstände, deren Ansicht durch die Folgen jener Begebenheiten verändert wurde, anders zu denken, und in eben dem Verhältniß, in welchem man das Gute und Böse, das Nützliche und Schädliche aus neuen Gesichtspunkten zu beurtheilen anfang, auch neue Wünsche zu verfolgen, und nach veränderten Grundsätzen und Triebfedern zu handeln. Je weniger diese Grundsätze und die Begriffe, die sie voraussetzten, in die alten Ideenreihen des Zeitgenossen der Epoche machenden Veränderung paßten, desto leichter verführten sie ihn, sich mehr zuzutrauen, als er wirklich vermochte, desto häufiger wurden die Widersprüche mit sich selbst, in die sie ihn verwickelten, desto zusammengesetzter und erkünstelter die neuen Bedürfnisse, die sie ihm vorspiegeln. Die Gleichförmigkeit oder Aehnlichkeit dieser neuen Bedürfnisse, deren Befriedigung von den Umständen bald mehr bald weniger begünstigt oder erschwert wurde, vereinigte Menschen, die sich ausserdem einander ganz fremd geblieben wären, zu wechselseitiger Hülffleistung, und zu gemeinschaftlichen Hand-

lungszwecken, und gewährte ihnen so in der Verbindung, die das eigennützige Wohlwollen veranlafste, einen, wenigstens scheinbaren Ersatz, für den Verlust, den sie durch die vermehrte Abhängigkeit ihrer Handlungen von äusserlichen Bestimmungsgründen leiden mußten. Hand in Hand auf der neuen Bahn wandelnd, die ihnen der Zufall vorzeichnete, näherten sie sich wieder der Natur, von der eben dieser Zufall in den ersten Augenblicken einer behaglichen Täuschung sie entfernt hatte, und lernten von der Zeit, ihre übermüthigen Hoffnungen, ihre stolzen Ansprüche, herabstimmen und mäfsigen. Bei der Würdigung der menschengeschichtlichen Wichtigkeit der einzelnen Jahrhunderte, kömmt es also blos darauf an, die Frage zu beantworten: ob die grossen Veränderungen, die sie herbeiführten, in ihren Resultaten der Befriedigung der wahren, oder der Erzeugung eingebildeter Bedürfnisse der Menschheit günstiger, ob sie, durch wechselseitige Annäherung der Menschen, die Herrschaft der Liebe, oder durch schmeichelhafte Hoffnungen den Despotismus der Selbstsucht zu befördern geschickter waren? Vielleicht gelingt es mir, einige Beiträge zur Charakteristik der vier letzten Jahrhunderte, in dieser Hinsicht, zu liefern.

I.

Mit dem funfzehnten Jahrhundert begann eine durchaus neue Verkettung der grossen Weltbegebenheiten. Das päbstliche Schisma, die Costnitzer Kir-

chenversammlung, die Calmarische Union, der Umsturz des byzantinischen Kaiserthrons, die glückliche Wiederherstellung der Selbstständigkeit des Russischen Reichs, die Vereinigung der Castilianischen und der Aragonischen Monarchie; die innere Beruhigung Frankreichs und Englands; die unheilbar gewordene Trennung des Interesse der Glieder des Deutschen Reichs von dem Interesse ihres gemeinschaftlichen Oberhauptes; die Vergrößerung des Hauses Oesterreich durch die Burgundische Erbschaft, und durch die Aussicht auf die Spanische Krone; die Demüthigung des Deutschen Ritterordens in Preussen; die Beförderung des Burggräfllich-Nürnbergischen Hauses zur Brandenburgischen Kur, und des Hauses Oldenburg zum Dänischen Diadem; das allmähliche Verschwinden des Geistes der Ritterzeit; die Erfindung der Buchdruckerkunst; die Entdeckung des vierten Erdtheils, und des Seeweges nach Ostindien; die Begründung einer allgemeinen Handelspolitik, und der Anfang einer nähern Gemeinschaft der großen Mächte untereinander; — dies sind ungefähr die Hauptmomente der Veränderungen, die das funfzehnte Jahrhundert in dem Menschengeschlecht hervorbrachte.

Allgemeine Verwirrung bezeichnete den Anfang, eben so allgemeine, nicht sowohl zwecklose, als vielmehr unstete Geschäftigkeit den Schluss dieses Jahrhunderts. Als es seinen Lauf begann, machten zwei Könige, Wenzel von Luxenburg und Rupert von der Pfalz, sich den Besitz des Deutschen Throns, und zwei Päbste Bonifaz IX. und Benedikt XIII., sich die Hoheit des heiligen Stuhls streitig.

Fromme Seelen wurden, bei der Ungewissheit des rechtmässigen Oberhaupts der Kirche, für ihre Seligkeit besorgt, und veranlassten verschiedene der vornehmsten Höfe, die Hebung des ärgerlichen Schisma, und die Aufstellung eines allgemein anerkannten Papstes, als den erheblichsten Gegenstand ihres gemeinschaftlichen Staatsinteresse zu betrachten. Selbst der bequeme Wenzel schien aus seiner Gleichgültigkeit gegen auswärtige Verhältnisse zu erwachen, um in Verbindung mit Frankreich beide Gegenpäbste zur gutwilligen Abdankung zu bewegen. Bonifaz IX. empfand aber diese Absicht des Königs, die ihm im Fall seines Widerspruchs nichts geringeres, als die förmliche Entsetzung ankündigte, so hoch, daß er nicht eher ruhte, als bis es ihm gelungen war, durch seine Verhetzungen bei dem grössten Theil der Kurfürsten die Entthronung Wenzels, und die Wahl des Gegenkönigs, Ruperts von der Pfalz, zu bewerkstelligen. Die Verlängerung des päpstlichen Schisma, die vermehrte Verbitterung der Gibellinen wider die Guelfen, das steigende Mißtrauen der Deutschen Stände gegen den neuen Repräsentanten der Reichsmajestät, der mehr als bloßer Repräsentant seyn wollte, und dem es doch an Kraft und Nachdruck fehlte, sein königliches Ansehen zur Abstellung der eingerissenen Mißbräuche wirken zu lassen, waren die Folgen dieser Wahl.

In Frankreich saß der wahnsinnige Karl VI. auf dem Throne, und die nächsten Prinzen vom Geblüt, Herzog Ludwig von Orleans, des Königs Bruder,

und Herzog Philipp der Kühne von Burgund, des Königs Oheim, zerrütteten durch ihre Streitigkeiten über die Regentschaft den Staat, dessen schwache Regierung eitel genug war, sich allen innern Landesgebrechen zum Trotz, in fremde Händel zu mischen, und die Unterwerfung der mit sich selbst uneinigen Genueser anzunehmen. Der kluge und unternehmende König Heinrich IV. von England, würde gewifs diesen bedauernswürdigen Zustand Frankreichs, zur Ausführung der alten Englischen Ansprüche auf die Französische Krone benutzt haben, wenn nicht unaufhörliche innerliche Unruhen ihn zerstreut und genöthigt hätten, die Verwirklichung seiner Ideen seinem kriegerischen und ehrgeizigen Thronfolger Heinrich V. zu überlassen. In dem benachbarten Schottland herrschte, seit dem langwierigen Kronzwiste zwischen den Häusern Balliol und Bruce, ein Geist der Unruhe und der Widerspenstigkeit, dem die Stuartischen Könige so wenig gewachsen waren, daß ihr Fürstenstamm schon seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, schon seit Roberts III. Regierung, den Beinamen des Unglücklichen mit Recht führen konnte.

Die Dänische Margarethe, der es gelungen war, theils durch List, theils durch Gewalt, die Vereinigung der drei Nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, unter einem gemeinschaftlichen Wahlkönig, zu Stande zu bringen, und ihrem Vetter, dem jungen Herzog Erich von Pommern, die Thronfolge zu versichern, untergrub die Grundfesten des Gebäudes, welches ihre Klugheit aufgeführt hatte, durch will-

kühnliche Eingriffe in die, den Ständen vortheilhaften Verfügungen der Calmarischen Union, durch Aufregung des alten Schwedischen Nationalhasses gegen die Dänen, und durch die verwahrloste Erziehung ihres Thronfolgers, dessen vielversprechende natürliche Anlagen man frühzeitig in Selbstgenügsamkeit und Eigenwillen ausarten liefs. Unmöglich konnte die Macht der drei vereinigten Reiche, unter so ungünstigen innern Umständen und Verhältnissen, dem Auslande furchtbar, und eben so wenig zu nützlichen Staatsverbesserungen wirksam werden. Margarethens Vergrößerungsplan blieb unausgeführt; ihre Staatsfehler machten die drei Nordischen Reiche auf ein ganzes Jahrhundert zum Schauplatz unaufhörlicher Partheienkämpfe, bürgerlicher Kriege und allgemeiner Zerrüttung; und doch gewann die Menschheit bei diesen mannichfaltigen Uebeln, weil sie es waren, die ihr das Unwesen kühner Eroberungsanschlüge und blutiger Völkerkriege ersparten, die jener ehrgeizige Plan der Nordischen Semiramis, wenn er weniger mißlungen wäre, nothwendig herbeigeführt haben würde.

Rußland wurde mitten unter den Stürmen, die es gegen das Ende des vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zu bekämpfen hatte, zu einer schönern Zukunft vorbereitet. Der Staat von Kaptschak, dem die Russischen Großfürsten zinspflichtig waren, kam durch innerliche Unruhen und Erbfolgestreitigkeiten, und durch die siegreichen Waffen des Mongolischen Völkerbezwingers Timur, in Verfall; mehrere abgetheilte Russische Fürstenthümer wurden

mit dem Großfürstenthum zu Moskwa vereinigt; und wenn gleich der Großfürst Wasilei II. Dmitrowitsch den verheerenden Einfällen der Mongolen nicht gewachsen war, und das wichtige Smolensk wider die Litthauer verlor: so öffnete doch die Zersplitterung des Staats von Kaptschak in vier unabhängige Chanate, ihm und seinen Nachfolgern die Aussicht auf die mögliche Befreiung von der fremden Zinsherrschaft, die Rußland bisher in dem Zustande der Ohnmacht erhalten hatte.

Polen war durch die Erhebung des Litthauischen Großfürsten, Wladislav II. Jogello, auf seinen Thron, und durch die Vereinigung des Litthauischen Staats, die in dem ersten Jahr des funfzehnten Jahrhunderts förmlich bekräftigt wurde, zu einer merklich erhöhten Macht gelangt; zugleich aber bemerken wir in der Unbestimmtheit der Rechtsverhältnisse zwischen den Polen und Litthauern, und in der willkührlichen Erweiterung der Vorrechte des Adels, die Keime vielfacher, der gesellschaftlichen Ordnung und dem Ansehen des Königs in der Folge gleich verderblich gewordener Staatsgebrechen. Die vereinigten Waffen der Polen und Litthauer schwächten den Deutschen Ritterorden in Preussen, der sich schon längst in Litthauen festzusetzen gesucht, und jetzt aus Ländersucht in die Familienzwistigkeiten des Jogellonischen Hauses gemischt hatte, eben so sehr, als das gerechte Mißvergnügen seiner Unterthanen, über die zu duldenden Bedrückungen; und der Anfang des funfzehnten Jahrhunderts kann daher in doppelter Hinsicht als die Epoche des begin-

nenden Verfalls dieses von dem Fanatismus begründeten Ordensstaats betrachtet werden.

Die Furcht vor der unaufhaltsamen Ausbreitung der Osmanischen Eroberungen in Europa, bewog, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, den König Siegmund von Ungarn, sich mit dem ohnmächtigen Besitzer des Kaiserthrons von Constantino-
pel, Emanuel Paläologus, in ein Bündniß wider den siegreichen Sultan Bajased einzulassen, welches aber so unglücklich ablief, daß beide Bundesgenossen durch eine fürchterliche, bei Nicopolis erlittene Niederlage, in die mißlichste Lage versetzt wurden. Emanuel übergab die Regierung seinem Neffen Johann, um die Höfe des Occidents zu bereisen, und sein vergebliches Hilfsgesuch persönlich zur Sprache zu bringen. Siegmund, der schon vorher mehrere heimliche Feinde unter den Großen Ungarns hatte, wurde ihnen jetzt durch sein Mißgeschick so verächtlich, daß sie es wagten, ihn gefangen zu nehmen, und den kriegerischen König Wladislav von Neapel, an seiner Stelle auf den Thron zu erheben. Doch erholte sich das byzantinische Reich noch auf einige Zeit unter dem Schutz seines neuen Bundesgenossen, des mächtigen Timur, der den Sultan Bajased bei An-cyra aufs Haupt schlug, und zum Kriegsgefangenen machte; Emanuel übernahm aufs neue die Staatsverwaltung; und der aus der Haft entwichene Siegmund verdrängte den Gegenkönig, und sicherte sich, durch größere Vorsicht gegen den Adel, und durch die Begünstigung des Bürgerstandes, den Besitz der wiedergewonnenen Krone.

In Italien spielten, ausser dem so eben genannten König Wladislaw, die Venetianer und Florentiner die Hauptrollen. Wladislaw suchte seine grenzenlose Vergrößerungssucht, deren kühne Hoffnungen vor kurzem in Ungarn gescheitert waren, durch die Unterjochung des besten Theils von Italien zu sättigen. Das päbstliche Schisma benutzend, brachte er zweimal Rom in seine Gewalt, und schien seine ehrgeizigen Absichten sogar auf die kaiserliche Hoheit auszudehnen, als seine Ausschweifungen in der Wollust ihn frühzeitig ins Grab legten, und die neapolitanische Thronbesteigung seiner Schwester, Johanna II., neue Unruhen für die Zukunft vorbereitete. Venedig vergrößerte sich nicht nur auf dem festen Lande des obern Italiens, durch die Erweiterung seines Gebiets mit Vicenza, Verona und Padua, sondern suchte auch, vermöge eines mit dem Neapolitanischen Wladislaw, als König von Ungarn geschlossenen Kaufs, ganz Dalmatien an sich zu bringen, und ward darüber mit dem Kaiser Siegmund in einen Krieg verwickelt, der den Staat davon abhielt, dem bereits durch frühere Niederlagen geschwächten, und dennoch friedbrüchig gewordenen Genua, die letzten Reste seiner glänzenden Vorzeit zu entreissen. Florenz erhielt, durch die Klugheit des patriotischen Johann von Medici, der das Zutrauen der ärmern Bürger im höchsten Grade zu gewinnen wufste, und die durch den glücklichen Großhandel seiner Vorfahren erworbenen Schätze mit edler Uneigennützigkeit, dem Dienste des Vaterlandes widmete, zwar mehr Festigkeit in seiner innern Verfassung, die bisher unter dem Einfluss des Gibellini-

schen und Guelfischen Partheigeistes geschwankt hatte, und sicherte sich zugleich, durch die Unterwerfung der Stadt Pisa und ihres Gebiets, ein bleibendes Gewicht in den Italienischen Staatshändeln. Aber das Gefühl dieses Gewichts, verbunden mit dem tiefgewurzelten kaufmännischen Geiste, war es eben, welches den Bürger- und Freiheitssinn der Florentiner in übermüthige Habsucht, und den Patriotismus ihrer Volkshäupter in mehr oder weniger gefällige Formen, unter der Maske erhabener Tugenden verkappter Eitelkeit, ausarten liefs.

Spanien war unter fünf Herrschaften von ungleicher Macht getheilt. In Granada behauptete sich noch eine Maurische Dynastie; das kleine Königreich Navarra war in den Händen des Französischen Hauses Evreux; Portugall begann, unter der Regierung seines staatsklugen und wohlgesinnten Königs Johann I. des Unächten, sich durch die Erwerbung eines festen Fusses auf der Afrikanischen Küste, und durch die Benutzung der lebhafter gewordenen Schifffahrt, zu Entdeckungsreisen, aus seiner bisherigen Mittelmässigkeit zu erheben, nährte aber zugleich in seinem Schoofs zwei gleich gefährliche Feinde der gesellschaftlichen Ordnung und Wohlfahrt, den Uebermuth des durch die Freigebigkeit eben dieses Monarchen auf Unkosten der Krongüter bereicherten Adels, und den Geist des Mißtrauens der Regierung gegen dieselbe Volksklasse, die sie um keinen zu hohen Preis zur Stütze des Throns erkaufen zu können gewöhnt hatte. Castilien und Arragonien behaupteten, was den wei-

ten Umfang ihrer Besitzungen betraf, ein entschiedenes Uebergewicht über die übrigen Spanischen Staaten; wurden aber, durch die zahllosen Mängel ihrer innern Verfassung, dieses Uebergewicht zu großen Unternehmungen zu benutzen, verhindert. König Heinrich III. von Castilien hatte kaum angefangen, sich ernstlich mit der Verbesserung der zerrütteten Finanzen, die er mit Recht für die Quelle aller übrigen Staatsgebrechen seiner Monarchie erkannte, und mit der Einziehung der veräusserten oder verpfändeten Krongüter zu beschäftigen, als ein frühzeitiger Tod ihn abrief. In Arragonien hatte das Mißtrauen der Stände gegen den Hof, seit der strengen Regierung des Königs Peter's IV., seinen höchsten Grad erreicht; jede Thronerledigung vermehrte die Besorgnisse des Volks, wegen der Gesinnungen des neuen Regenten, und als zu Ende des ersten Jahrzehnds des funfzehnten Jahrhunderts, mit dem Tode des erblosen Königs, Martin's des Aeltern, der Mannsstamm des königlichen Hauses erlosch: so liefs man zwei Jahre verstreichen, ehe die Mehrheit der Stimmen dem Infanten von Castilien, Ferdinand dem Gerechten, der durch seltene und erhabene Herrschertugenden, durch unerschütterlichen Muth, und durch unbestechliche Uneigennützigkeit, sich jedes Thrones würdig machte, das Diadem zusprach.

Um eben diese Zeit fühlten sich die mächtigsten Fürsten, die tugendhaftesten Prälaten, die hellsten Köpfe unter den Gelehrten, von einem allgemeinen Reformationseifer ergriffen, der, durch das päpstliche

Schisma und durch die mit demselben zusammenhängende Zerrüttung der abendländischen Kirche geweckt, die Aufstellung eines rechtmässigen, allgemein anerkannten Pabstes, und die Abschaffung der ärgerlichen, unter der Klerisey und den Klosterleuten im Schwange gehenden Mißbräuche, sich zum doppelten Zweck machte. Das Concilium zu Pisa, welches in dieser Absicht veranstaltet wurde, vermehrte aber nur die allgemeine Verwirrung, da es den beiden Gegenpäbsten, Gregor XII. und Benedikt XIII., einen dritten, Alexander V., entgegensetzte, ohne vorläufig jene der Mittel zur Fortsetzung ihrer Anmaassungen beraubt zu haben. Alexander V. starb lange vor dem Ablauf der dreijährigen Frist, die der gutmüthige aber schwache Greis, sich zur Zusammenberufung einer neuen, der gewünschten Reformation zu widmenden Kirchenversammlung, bestimmt hatte, und sein lasterhafter Nachfolger Johann XXIII., würde nicht daran gedacht haben, das Versprechen seines Vorfahren zu erfüllen, wenn nicht des Kaisers Siegmund ehrgeiziger Religionseifer ihn genöthigt hätte, in das Costnitzer Concilium zu willigen.

In den wichtigsten Verhandlungen dieser berühmten Kirchenversammlung finden, wir den Geist der Hierarchie, und religiösen Freiheitssinn im immerwährenden Kampfe. Aus diesem Kampfe sowohl, als aus dem eben so charakteristischen Anschmiegen der Politik an die Forderungen des geistlichen Hochmuths, mußten nothwendig mannichfaltige, und der guten Sache der von allen Wohlgesinnten herbeigesehnten

Reformation, verderbliche Widersprüche entspringen. Derselbe für sein Zeitalter bewundernswürdig gelehrte Gerson, der, durch seine Freimüthigkeit und gründlichen Kenntnisse, zu Costnitz eine der ersten Rollen spielte, der seine Stimme so laut wider die unleidlichen Anmaassungen des römischen Stuhls, und wider den Verfall der Kirchenzucht erhob, und dessen Meinung in mehrern Fällen von den Vätern der Kirchenversammlung zur Richtschnur ihrer Entscheidungen angenommen wurde, derselbe Gerson war einer der heftigsten Feinde des bedauernswürdigen Hufs, zu dessen Verdammung er nicht wenig beitrug; war kurzichtig genug, um in der Lehre des unglücklichen Mannes, die, bei allen ihren Mängeln, doch gewiss das unverkennbare Verdienst der Wiedererweckung der biblischen Theologie hatte, die mächtigsten Stützen seiner eignen Lehrsätze, und die kräftigsten Beförderungsmittel seiner Lieblingshoffnungen zu verkennen. Kaiser Sigmund selbst war zu sehr von Vorurtheilen des Ansehens, und von der Idee, durch den Machtpruch eines allgemein anerkannten Pabstes, seiner Nachkommenschaft die Thronfolge in Ungarn zu versichern, eingenommen, um sich den Gedanken an die Entbehrlichkeit eines sichtbaren Oberhauptes der Kirche nur einfallen zu lassen, und der ganze Erfolg der Costnitzer Kirchenversammlung, bestand also in der Befestigung der römischen Hierarchie mit allen ihren Mißbräuchen, durch die Wahl des neuen Pabstes Martin's V., und in der langwierigen Empörung der, durch die Hinrichtung ihres Lehrers und die Verdammung ihrer Religionsbegriffe, aufgebrachten Hussiten.

Mitten unter den Schreckensscenen des Hussitenkrieges, begann der so oft gepriesene Geist der Ritterzeit, dessen gute Seite die Auswüchse seiner Abentheuerlichkeit nicht vergessen machen kann, allmählig zu verschwinden, weil man sich gewöhnte, bei der Bekämpfung eines grausamen und durch seine Religionswuth doppelt fürchterlichen Feindes, mehr von dem geschickten Gebrauch des neuerfundenen Feuergewehrs, als von der persönlichen Tapferkeit des Kriegers zu erwarten. Um eben diese Zeit kam das durch Hofkabaln und durch das Uebergewicht der Englischen Waffen aufs äusserste gebrachte Frankreich der Gefahr nahe, mit England unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher vereinigt zu werden. Verschiedene Umstände, unter welchen der frühzeitige Tod des Königs Heinrichs V. von England, die Minderjährigkeit seines Nachfolgers Heinrichs VI., die romanhaften Unternehmungen des Mädgens von Orleans, und die Entzweiung der Englischen Reichsverweser mit dem Hause Burgund, welches damals die volk- und geldreichsten Länder Europa's besaß, die vornehmsten waren, vereinigten sich jedoch, um den König Karl VII. auf dem Throne seiner Väter zu erhalten.

Das Concilium zu Basel, welches dazu bestimmt war, das zu Costnitz angefangene Reformatiönsgegeschäfft fortzusetzen und zu vollenden, macht sich durch die standhafte Behauptung seiner Hoheit über den Pabst eben so merkwürdig, als durch den Uebermuth, mit welchem es sich in weltliche Staatshändel, wie unter andern in die Entscheidung der Lauenburgischen An-

sprüche auf die Sächsische Kurwürde, mischte; richtete aber übrigens in der Hauptsache eben so wenig aus, als eine andere von dem Pabst Eugen IV. zu Florenz gehaltene Kirchenversammlung ihrem Zweck ein Genüge leistete. Die scheinbare Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, die hier zu Stande kam, weil der persönlich gegenwärtige Kaiser Johann VIII. Paläologus, durch seine Nachgiebigkeit die ersten Mächte des Occidents zur Hülffleistung wider die Osmanische Uebermacht zu bewegen hoffte, vermehrte nur den Religionshafs und die Verbitterung der eifrigen Griechen, die lieber alles wagen und dulden, als den Gebrauch des ungesäuerten Brods im Nachtmahl zulassen wollten, wider die abendländische Kirche, und zog ihre, durch Glaubenshändel erschöpfte Aufmerksamkeit von der letzten, noch möglichen Vereinigung und Anstrengung ihrer Kräfte, wider die Feinde des wankenden Byzantinischen Thrones, ab.

Unter so ungünstigen Umständen konnte die persönliche Tapferkeit des letzten griechischen Kaisers, Constantin's XI., der im Anfange seiner Regierung sogar das Glück gehabt hatte, den Osmanen einige von ihren Eroberungen wieder abzunehmen, die letzte Katastrophe eines Reichs, welches schon seit einem halben Jahrhundert, immer nur durch fremden Einfluß aus der Lethargie, die ihm seine nahe Auflösung ankündigte, geweckt worden war, unmöglich noch länger abwenden. Vergebens suchten die Venetianer und Genueser, deren Handelsinteresse von der Ohnmacht der schwachen Nachfolger des großen Constan-

tin begünstigt wurde, das von dem Sultan Mohammed II. zu Lande und zu Wasser belagerte Constantinopel zu retten. Der Sieger zog über die Leiche des erschlagenen Constantin's XI. in die erstürmte Kaiserstadt ein; die gelehrten Griechen flohen, um sich dem verhafsten Türkischen Scepter zu entziehen, nach Italien, und verbreiteten von hier aus die Herrschaft des guten Geschmacks im Felde der Literatur, die bereits zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, von ihrem Landsmann, Emanuel Chrysoloras, zum Theil wieder hergestellt worden war. Mohammed II. glaubte jetzt, seinen grenzenlosen Eroberungsplan auf alle Länder, die er mit seinen furchtbaren Heeren zu erreichen vermochte, ungestraft ausdehnen zu können; aber die fruchtlose Belagerung Belgrad's, welches der tapfere Johann von Hunyad, mit bewundernswürdigem Muth vertheidigte, setzte seiner Ländersucht Schranken, und von nun an galt Ungarn für die Vormauer der Christenheit wider den alles überschwemmenden Strom der osmanischen Waffen.

Matthias von Hunyad, der Sohn des Helden von Belgrad, der nach dem frühen Tode Wladislaw's des Nachgeborenen, eines Enkels des Kaisers Siegmund, auf den Ungarischen Thron erhoben wurde, gab dem günstigen Vorurtheil des übrigen Europa, von der Unzertrennlichkeit des Schicksals aller Abendländer, von dem Schicksal und der Erhaltung Ungarns, durch den ungewöhnlichen Glanz, den seine erhabenen Eigenschaften seinem Diadem liehen, ein neues Gewicht. Er verbesserte den Kriegstaat in

allen seinen Zweigen, vertheidigte und erweiterte; durch siegreiche Feldzüge, die Grenzen seines Reichs; war Meister in der Kunst, die für das Bedürfnis des Augenblicks vortheilhaftesten Staatsverhältnisse mit dem Auslande einzuleiten und zu unterhalten; suchte den Flor der Wissenschaften zu befördern, und wetteiferte mit einem König Alfons V. von Arragonien und Sicilien, und einem Pabst Nikolaus V. in den Beweisen seiner Achtung und Freigebigkeit gegen verdiente Gelehrte.

Würdige Zeitgenossen des großen Matthias, waren der Russische Großfürst Iwan I. der Große, und die Könige Casimir IV. von Polen und Christian I. von Dänemark. Durch die geschickte Benutzung der Umstände, wußte sich Iwan I. der tatarischen Zinshoheit zu entledigen, und sicherte sich selbst und seinen Thronfolgern, durch seine Vermählung mit der griechischen Sophia Paläologa, mit welcher er einen Anspruch auf das zertrümmerte Byzantinische Reich erheirathet hatte, einen mächtigen und fortwährenden Aufruf zur weitem Vergrößerung. Casimir IV. zog aus den Preussischen Unruhen, in die er sich als Beschützer der misshvergnügten Stände gemischt hatte, den Vortheil, daß der Deutsche Ritterorden das ganze vordere Preussen der Krone Polen abtreten, und, wegen des ihm gelassenen übrigen Theils des Landes, sich zur Lehnspflicht verstehen mußte. Christian I., der nach dem Tode des Königs Christophs III. des Bayern, des einzigen Unionskönigs, dem alle drei Nordische Reiche bis an seinen Tod treu blieben, durch

die freie Wahl der Dänen, die Krone dieses Reichs in das Oldenburgische Haus brachte, bemühte sich zwar umsonst, den Schwedischen Thron zu behaupten, war aber doch so glücklich, durch sein kluges Benehmen, die dauerhafte Vereinigung Norwegen's mit Dänemark zu begründen und zu befestigen.

In England, Frankreich, und Spanien war die andere Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts der Erhaltung der Volksfreiheiten nicht günstig; in Deutschland reifte das Haus Oesterreich, aller Hindernisse, die der Geiz, die Furchtsamkeit und die schläfrige Unentschlossenheit des Kaisers Friedrich's III. seiner Vergrößerung entgegen zu setzen schienen, durch die Freundschaft der Kurfürsten von Brandenburg, aus dem Burggräflich - Nürnbergischen Hause, welches schon unter Siegmunds Regierung, durch Verdienste und gute Wirthschaft, zu diesem Kurhute gelangt war, immer mehr zu der grossen Rolle heran, die es bald als die erste Macht der Christenheit spielen sollte. England bekam endlich, nach dem langen und blutigen Kampf zwischen den beiden Rosen, in der Person Heinrichs VII., einen König aus dem Hause Tudor, der den herrschenden Zug in seinem Charakter, das Mißtrauen, zur Triebfeder des grössten Theils seiner Regierungshandlungen, und ein den Rechten aller Staatsbürger gleich gefährliches wechselseitiges Mißtrauen zwischen dem Fürsten und dem Volk, zur Tagesordnung in seinem Reich werden liefs. Auf dem Französischen Thron machte die Furcht den geizigen König Ludwig XI. zum Despoten, der bald durch

List, bald durch Gewaltthätigkeiten die Rechte aller Volkklassen beeinträchtigte oder unterdrückte. In Spanien wurde durch Ferdinands des Katholischen Vermählung, mit Isabellen von Castilien, die Castilianische Monarchie mit der Arragonischen vereinigt, und mit dieser Vereinigung eine Macht begründet, wider deren überwiegenden Druck weder die Mauren die Reste ihrer Herrschaft, noch der Adel und die übrigen Stände den ganzen Umfang ihrer Freiheiten lange behaupten konnten. Sowohl die Einführung der Inquisition, als die Bereicherung der Staatseinkünfte, durch die Eroberung des Königreichs Granada, bot dem Hofe neue Werkzeuge der willkürlichen Gewalt dar, die in den Händen des schlaun und herrschsüchtigen Ferdinand nicht lange unbenutzt blieben.

Nach Siegmunds Tode war, durch des Kurfürsten Friedrichs I. von Brandenburg mächtigen Einfluß, Albrecht von Oesterreich auf den Deutschen Reichsthron erhoben worden, der seit seiner Erhebung drei Jahrhunderte hindurch mit Oesterreichischen Fürsten besetzt blieb. Nur durch den Glanz der Kaiserkrone wurde die Freundschaft des Oesterreichischen Friedrichs III., der diese Krone gleichfalls dem überwiegenden Ansehen des Kurhauses Brandenburg verdankte, dem ehrgeizigen Herzog Karl von Burgund wichtig. Aus Eitelkeit und Ländersucht, strebte Karl der Kühne nach dem Burgundischen Königstitel, den er von dem Kaiser zu erhalten hoffte. Sein Plan wurde zwar vereitelt, aber die bei dieser Gelegenheit verabredete Verlobung seiner Tochter und

Erbin Maria, mit des Kaisers einzigem Sohne, Maximilian von Oesterreich, hatte die wichtigsten bis in die neuesten Zeiten ihren Einfluß ausbreitenden Folgen. Dahin gehört die mit der Vollziehung dieser Heirath ausgebrochene unversöhnliche Staatseifersucht zwischen Frankreich und Oesterreich, und die erste Veranlassung zur Stiftung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Spanien, welches die Vermählung des Oesterreichischen Philipp's des Schönen, mit der Infantinn Johanna von Spanien, und die Erhebung des Hauses Oesterreich auf den Thron der Spanischen Monarchie nach sich zog.

Während dieser vielfachen und wichtigen Staatsveränderungen, die alle das politische System von Europa mehr oder weniger umwandelten, hatte Portugall, dem ein auf die Castilianische Monarchie gerichteter Vergrößerungsansatz mißlungen war, seinen Eifer, durch veranstaltete Entdeckungsreisen, sich auf dem Ocean und in den fremden Erdtheilen eine neue Macht zu begründen, verdoppelt. König Johann II. der Vollkommene, hatte die Umschiffung der Küste von Afrika, die ihm, seitdem die Portugiesen die reichen Produkte der Goldküste von Guinea kennen gelernt hatten, den sichersten Weg zur Erweiterung seiner Herrschaft zu weisen schien, zum höchsten Ziel seiner Unternehmungen gemacht. Die Entdeckung des Vorgebürges der guten Hoffnung, war die Frucht seiner fortgesetzten Beschäftigung mit dieser Lieblingsidee, die der neidischen Selbstgenügsamkeit der Portugiesischen Kosmographen gewonnen Spiel gab, als sie ihn

das Anerbieten des Genuesers Columbo, in den entfernten Gewässern des atlantischen Meers eine Neue Welt zu seinem Vortheil zu entdecken, zurückweisen ließen. Erst unter seinem Nachfolger, Emanuel dem Großen, wurde Portugall für diese schöne Gelegenheit, sich zu vergrößern, die er aus den Händen gelassen hatte, durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, und durch das bald darauf an sich gezogene Monopol des Ostindischen Handels entschädigt.

Fast wäre es dem unternehmenden Columbo am Spanischen Hofe nicht besser, als am Portugiesischen, gelungen, wenn nicht sein ausharrender Enthusiasmus für den entworfenen Entdeckungsplan, der seine ganze Seele füllte, Isabellens Zögerungen, und Ferdinands des Katholischen Abneigung und Bedenklichkeiten überwogen und besiegt hätte. Zur Beschämung der Zweifler, denen es so schwer geworden war, an einen vierten Erdtheil zu glauben, wurde schon seine erste Entdeckungsreise nach den unbekannten Westländern mit einem glücklichen Erfolg bekrönt, und sowohl ein neuer Handelsweg, als der Krone Spanien, die reizende Aussicht auf den ausschliessenden Besitz der reichsten Länder des zweiten Hemisphärs eröffnet. Die Venetianer, die bisher die erste Handelsmacht in Europa vorgestellt, den ganzen Ostindischen Handel in ihrer Gewalt gehabt, und noch vor kurzem, durch die Erwerbung der Insel Cypern, sich das Uebergewicht in dem Levantischen Handel versichert hatten, und die Hansestädte, die durch die kaufmännische Betrieb- samkeit ihrer Bürger, zu einer furchtbaren Seemacht

in dem nördlichen Theil von Europa geworden waren, verloren durch die neuen Richtungen, die jetzt der Zug des großen Handels annahm, den beträchtlichsten Theil ihrer monopolistischen Vorrechte, und wurden auf einen Ersatz für diesen Verlust zu denken, veranlaßt. Dieses Streben nach Ersatz auf der einen, und die Bemühung, sich im ausschliessenden Genuß der neuerrungenen Vortheile zu behaupten, auf der andern Seite, bereicherte die Handelswissenschaft mit verschiedenen neuen Ideen, und verflocht unmerklich die ersten, wenn gleich nur unvollkommenen und dunkel geahneten Grundsätze der Handelspolitik, in das allgemeine Staatsinteresse.

Wenn wir diese Vordersätze zusammennehmen: so wird es nicht schwer seyn, den Einfluß der Hauptveränderungen des funfzehnten Jahrhunderts im Großen zu übersehen und zu beurtheilen. Am Ende dieses Jahrhunderts, so wie zu Anfange desselben, hatte man noch immer keine rechten Begriffe von dem gemeinschaftlichen Interesse zwischen den Regierungen und den Staatsbürgern, und diesen letztern unter einander selbst. Noch immer war der Mensch dem Menschen fremd, und wenn sich der eine um den andern bekümmern sollte: so geschah es immer nur nach Maafsgabe der engern Verbindung oder der Trennung, welche Gleichheit oder Verschiedenheit der Religionsbegriffe, des Standes, des Vaterlandes und der Lebensart unter ihnen erzeugt hatte. Menschenliebe und Menschenhafs, Religiosität und Bürgertreue, kriegerischer Muth und Betriebsamkeit in gemeinnützigen Ge-

werben, alles hatte ein innungsmäfsiges Ansehen, und äusserte sich, und wirkte nur entweder nach förmlichen, oder durch stillschweigende Uebereinkunft eingeführten Innungsgesetzen.

Nothwendig mufste, bei dieser innungsmäfsigen Organisation, der am tiefsten eingreifenden Verhältnisse des menschlichen Lebens, das Gefühl der Unbehaglichkeit und Unwürdigkeit einer Lage, in welcher der Mensch nie das werden konnte, wozu die Natur ihn bestimmt hatte, desto allgemeiner seyn, je unwillkührlicher es sich mitten unter den zahllosen Vorurtheilen erhob, die es zur ewigen Unterdrückung zu verdammen schienen. Daher jenes überall sichtbare unruhige Streben nach möglichen, halb gewünschten, halb gefürchteten Verbesserungen oder Veränderungen, welches zu Ende des funfzehnten und zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in eine allgemeine unstete Geschäftigkeit überging. Verschiedene Umstände vereinigten sich, um dieses unruhige Streben, theils in seinen gefährlichen Ausbrüchen zu mässigen und aufzuhalten, theils in seinen entfernten erst von der spä-ten Zukunft zu erwartenden Folgen zu veredeln. Die Ausbreitung der wissenschaftlichen Cultur durch die Herstellung des Geschmacks an den besten Mustern des Alterthums, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, liefs viele Menschen, die der Sturm der Leidenschaft, bei minder angenehmen Zerstreuungen, als die Beschäftigung mit geistigen Genüssen ihnen gewährte, gewifs zu lauten Aeusserungen ihrer Unzufriedenheit hingerissen haben würde, in jenen Ge-

nüssen eine Art von Entschädigung für das Widrige und Beschränkte ihrer äusserlichen Lage finden. Getröstet durch diese Entschädigung, die sie sich selbst im reichsten Maafse verschaffen konnten, entlehnten sie von ihrem Eifer für das Wahre und Schöne jene frohe Genügsamkeit, die ihnen den Genuß der späten, erst für die kommenden Jahrhunderte reifenden Früchte ihres Fleisses entbehrlich machte. Zu gleicher Zeit gewann der Freiheitssinn, durch den mehr und mehr erwachenden kaufmännischen Spekulationsgeist, einen weitem Spielraum, in welchem er sich üben konnte, ohne durch gewaltsame Staatsumwälzungen und durch die gereizte Eifersucht selbstsüchtiger Fürsten die Leiden der Menschheit zu vermehren. Selbst manche Regierungen wurden zu Pflegerinnen dieses in der Stille wirkenden Freiheitssinnes. Mehrere Fürsten sahen sich genöthigt, von ihren Bürgern zu borgen, um die gewohnte Verschwendung fortzusetzen, und die durch ihre schlechte Wirthschaft in dem öffentlichen Schatz entstandenen Lücken auszufüllen. Ganz natürlich benutzte der Bürger, der seinem Fürsten unentbehrlich geworden war, die Geldnoth des letztern, um die Bestätigung alter, und die Verwilligung neuer Freiheiten zu erhalten, und der Eigennutz, der sonst in der Regel so wenig Gutes stiftet, hatte hier wenigstens die gute Folge, dafs er den Fürsten zur Schonung gegen sein Volk, und beide Theile, wenn gleich noch nicht nach einem gemeinschaftlichen Interesse zu handeln, sich doch dieses Interesse als möglich zu denken gewöhnte.

II.

Spanien und Oesterreich, Frankreich, die Pforte und Rußland, waren die Mächte, die vom Anfange bis zum Schlufs des sechszehnten Jahrhunderts die Erweiterung ihrer Herrschaft durch Kriege und Unterhandlungen zu befördern strebten. Auch die übrigen Europäischen Staaten verfolgten zwar dann und wann ähnliche Vergrößerungsabsichten; ihr Ehrgeiz war aber beschränkter und gemäßigter, und gewöhnlich nur das Erzeugniß günstiger Gelegenheiten, oder von den Zeitumständen herbeigeführter, mehr oder weniger dringender Staatsbedürfnisse. Schon in dem ersten Jahr des neuen Jahrhunderts unterjochte König Ludwig XII. von Frankreich, der kurz vorher Mailand in seine Gewalt gebracht, und, um desto ungehinderter, seine Eroberungsanschlüge verfolgen zu können, die Vergrößerungsabsichten des berüchtigten Sohnes Alexanders VI., des verabscheuungswürdigen Cäsar Borgia, auf verschiedene Städte und Ortschaften des mittlern Italiens begünstiget hatte, in Gesellschaft seines Bundesgenossen, Ferdinand's des Katholischen, das Königreich Neapel. Kaum hatte er, durch die Treulosigkeit Ferdinand's, der sich die ganze Eroberung zueignete, seinen Antheil an dieser wichtigen Errungenschaft wieder verloren, kaum den unruhigen und wankelmüthigen Kaiser Maximilian I. mit leeren Hoffnungen, wegen einer ihm zu leistenden Türkenhülfe, und das Pfälzische Haus mit eben so leeren Vorspiegelungen eines in dem Landshutischen Erbfolgestreit zu erwartenden Französischen Beistandes getäuscht: so bot er auch schon dem Kai-

ser, dem König Ferdinand dem Katholischen, und dem Pabste Julius II. zu einem Bunde wider die Venetianer die Hand, an welchem auch einige kleine Italienische Fürsten Theil nahmen, und der unter dem Namen der Liga zu Cambray bekannt genug ist. Die Großen der Erde scheinen also damals mehr als je zur wechselseitigen Nachsicht ihrer Ueberlistungen und Wortbrüchigkeit gestimmt, und die kleinlichste Betrugskunst, durch stillschweigende Uebereinkunft, zur gangbaren Politik zu erheben, geneigt gewesen zu seyn.

Wären die Verpflichtungen des Cambrayschen Bundes in ihrem ganzen Umfange vollzogen worden: so würde man die Venetianer aus allen ihren Besitzungen auf dem festen Lande von Italien verdrängt, und sich in den Raub der Ueberwundenen getheilt haben. Zum Glück für den geängstigten Freistaat war aber die Eintracht der Verbündeten von schlechter Dauer. Pabst Julius II. söhnte sich nicht nur, durch einen einseitigen, dem Interesse des römischen Stuhls vortheilhaften Frieden mit Venedig aus, sondern bewog auch den eigennützigen Ferdinand den Katholischen, seinem Beispiel zu folgen, und mit dem gemeinschaftlichen versöhnten Feinde ein enges Bündniß wider die noch in den Waffen begriffenen Cambrayschen Alliirten einzugehen. Der aufgebrachte Ludwig XII. suchte sich, durch das Pisanische Concilium, welches den Weg zur Kirchenverbesserung bahnen sollte, an dem treulosen Pabste zu rächen; aber Maximilians Eifersucht auf die Französischen Eroberungen und übelverstandene Religiosität, machte seinen Plan schei-

tern. Er verlor alle Früchte seiner Siege, mußte sich, mit gänzlicher Aufopferung aller seiner Reformationsideen, mit dem römischen Stuhl aussöhnen, und aus Furcht, daß ein zwischen dem König Heinrich VIII. von England, und den Feinden Frankreichs geschlossenes Bündniß, die erneuerte Verfolgung der alten Englischen Ansprüche auf die Französische Krone nach sich ziehen möchte, das Herzogthum Mailand, nach wiederholten aber fruchtlosen Anstrengungen, in den Händen des Hauses Sforza lassen. Sein Bundesfreund, der König von Navarra, Johann von Albret, verlor, bei Gelegenheit dieser Unruhen, alles, was er jenseits der Pyrenäischen Gebirge besessen hatte, wider Ferdinand den Katholischen; Kaiser Maximilian verlor über eine vortheilhafte Eheveredung mit dem indolenten König Wladislav VII. von Ungarn, durch welche er seiner Nachkommenschaft die Aussicht auf die Ungarisch-Böhmische Krone öffnete, den Venetianischen Krieg aus den Augen, und wurde überhaupt so gleichgültig gegen die Italienischen Angelegenheiten, daß er dem Nachfolger Ludwig's XII. auf dem Französischen Throne, Franz I., bei der Wiedereroberung von Mailand, keine kraftvollen Maafsregeln entgegen setzte. Die Herrschaft der Venetianer auf dem festen Lande von Italien blieb unzerstört; Frankreich behauptete die Hoheit über Mailand und Genua, und der Friede zu Noyon, den Franz I. mit dem Thronfolger Ferdinand's des Katholischen in der Spanischen Monarchie, Karl I. schloß, und dem der Großvater des letztern, Maximilian I. beitrug, schien die Ruhe

von Europa, durch eine genaue, zwischen dem Spanisch-Oesterreichischen und dem Französischen Regentenstamm gestiftete Freundschaft zu befestigen, ohne dafs es den übrigen Höfen einfiel, sich wegen dieser alles Gleichgewicht der Macht aufhebenden, wenn gleich bald wieder getrennten, Verbindung weit-
aussehenden Besorgnissen zu überlassen.

Auch die allgemeine Türkenfurcht hatte sich in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts vermindert. Bajased II. war entweder zu großmüthig oder zu friedfertig gewesen, um die schläfrige Regierung Wladislaw's VII., und die innerlichen Gährungen in Ungarn zur Erweiterung seiner Grenzen zu benutzen; Selim I. wandte seine Waffen aus Religionshals wider Persien, und fand bei der Behauptung seiner, auf dieser Seite gemachten Eroberungen, und mit der Unterjochung des Mamelukkischen Reichs in Aegypten, Syrien und Palästina, so viel zu thun, dafs er an die Beunruhigung der Abendländer nicht denken konnte. Das christliche Europa hatte also in dem Zeitpunkte, als Maximilian I. starb, eigentlich gar kein gemeinschaftliches Interesse, weil die Gefahr der Osmanischen Eroberungswuth nicht mehr so nahe zu seyn schien, und die Begriffe von der nothwendigen Erhaltung des Gleichgewichts der Macht unter den einzelnen Staaten weder gehörig bestimmt, noch allgemein genug anerkannt waren, um für Richtschnuren der Anordnung und der Veränderung der auswärtigen politischen Verhältnisse zu gelten. Man bekümmerte sich um die bedenklichen Vergrößerungsanschlüge frem-

der, besonders entfernter Mächte, in der Regel nicht eher, als bis man den unmittelbaren Einfluß derselben zu fühlen anfang, und Rußland konnte daher unter seinem kriegerischen Zaar Iwan II. fast unbemerkt den Grund zur grenzenlosen Erweiterung seiner Herrschaft legen.

Die Erhebung Karls V. auf den Kaiserthron, der gekränkte hoffnungsreiche Ehrgeiz des Königs Franz I. der diesen Thron selbst zu besteigen gedacht hatte; die Eitelkeit des, der Leitung seines unumschränkten Ministers, des Cardinals Wolsey, sich hingebenden Königs von England, Heinrichs VIII., der gleichfalls unter der Zahl der Deutschen Kroncandidaten gewesen war; und die unter diesen Umständen eingetretenen Veranlassungen zur Furcht und zur Rache, gaben dem Gleichgewichtssystem, wo nicht seinen ersten Ursprung, doch gewiß seine nähere und bestimmtere Ausbildung. Freilich hätte schon der tückische und furchtsame König Ludwig XI. von Frankreich, die Vergrößerung des Hauses Oesterreich mit der Burgundischen Erbschaft, und König Alfons V. von Portugall, nachdem er in seinen Anschlägen auf die Krone Castiliens unglücklich gewesen war, die Vereinigung der Castilianischen und Arragonischen Monarchie, dem Rest von Europa gern als gefährlich vorspiegeln mögen. Allerdings suchten diese Fürsten, durch That-sachen und Unterhandlungen, den Grundsatz auszubreiten, daß jede merkliche Vergrößerung des einen Staats, allen übrigen, die mit demselben in einem gewissen Verhältniß stehen, gerechte Gründe zu Besorg-

nissen, und folglich die Befugniss gebe, sich dem Wachsthum der gefürchteten Macht, durch zweckmässige Bündnisse, und durch die kraftvollsten, selbst durch gewaffnete Maafsregeln zu widersetzen. Allerdings enthielt diese Idee die Grundlage zu dem System des Europäischen Gleichgewichts, dessen ersten Ursprung man daher, wenn von der blofsen Vorbereitung desselben die Rede ist, wohl in die andere Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts setzen kann. Es liefs aber jene Idee die Triebfedern des Eigennutzes, die sie ihren ersten Urhebern eingegeben hatten, so deutlich durchscheinen, die Gemeinschaft der Höfe unter einander war noch so beschränkt, und, wenn sie sich auch zuweilen auf einen entfernten Staat erstreckte, so vorübergehend, dafs an die Errichtung eines festen und allgemeinen politischen Systems auf diesem Grunde noch nicht gedacht werden konnte. Dazu kam, dafs der Nachfolger Ludwigs XI. auf dem Französischen Throne, Karl VIII., durch seinen gescheiterten Eroberungsplan auf Neapel, sich selbst zum Gegenstande des Mißtrauens und der Besorgnisse machte, die sein Vater wider das Haus Oesterreich zu erwecken gesucht hatte, dafs Frankreich mit Oesterreich und Spanien mehr als einmal gemeinschaftliche Vergröfserungsabsichten verfolgte, und dafs es daher für das übrige Europa fast unmöglich war, die eigentliche Richtung der Vorsichtsmaafsregeln wider die Gefahren eines zu befürchtenden Uebergewichts der Macht genau zu bestimmen.

Erst nach dem Tode Ferdinand's des Katholischen und Maximilians I., als Karl V. die Kro-

nen seiner beiden Großväter, mit den von seinem Vater geerbten Niederlanden vereinigt, als er seinem Bruder Ferdinand, die Oesterreichischen Erbländer in Deutschland überlassen, und dieser, durch seine Vermählung mit der Prinzessin Anna von Ungarn, seinem Hause für die Zukunft einen neuen Zuwachs der Macht versichert hatte, jetzt erst konnte das Gleichgewichtssystem eine bestimmte Gestalt annehmen, und die nöthige Festigkeit gewinnen, um zur allgemeinen Richtschnur der großen Europäischen Staatsverhältnisse erhoben zu werden. Franz I. konnte es seinem Nebenbuhler um die Reichskrone, Karl V. nicht verzeihen, daß er in dieser Bewerbung den Preis davon getragen hatte; er rechnete ihm die immer noch nicht vollzogene Wiedereinsetzung des Hauses Albret in das Königreich Navarra für eine treulose Verletzung des zu Noyon geschlossenen Friedens an, und fürchtete zugleich, von dem neuen Kaiser über lang oder kurz, unter irgend einem leicht zu findenden Vorwande, in dem Besitz seiner Italienischen Errungenschaften beunruhigt zu werden. Heinrich VIII. neigte sich theils aus eigenem Antriebe, weil seine Eitelkeit sich durch Karls V. Erhebung auf den Deutschen Reichsthron beleidigt fühlte, theils auf die Vorstellungen seines Ministers Wolsey, der in einer Verbindung mit dem mächtigen Oesterreich keine andere als untergeordnete Rolle zu spielen erwarten konnte, mehr auf Französische als Oesterreichische Seite. Unter diesen Umständen würde sich vielleicht eine förmliche Coalition zwischen Frankreich und England zur Einschränkung der furchtbaren Oesterreich-Spanischen Macht

gebildet haben, wenn nicht die Unzufriedenheit des Römischen Hofes mit der Französischen Herrschaft in einem beträchtlichen Theil des obern Italiens, verbunden mit dem Ehrgeiz des von dem Kaiser durch blendende Versprechungen gewonnenen Wolsey, die Idee des Gleichgewichtssystems abermals unterdrückt, und Karls V. Uebergewicht, durch seine Bündnisse mit dem Pabst Leo X. und mit England, noch furchtbarer gemacht hätte.

Nur die geringe Mäßigung, die Karl V. als Sieger bewies, die Verflechtung der nordischen Handel in die allgemeinen Europäischen Staatsverhältnisse, die mit der Kirchenverbesserung verbundenen Unruhen in Deutschland, und die von dem Grofsultan Sülejman II. erneuerten Osmanischen Eroberungsabsichten auf die Abendländer, brachten jenes System der nothwendigen Erhaltung eines billigen Gleichgewichts der Macht aufs neue, aber auch zugleich in neue Widersprüche verwickelt, zur Sprache. Karl V. gab nach der siegreichen Schlacht bei Pavia, die seinen Gegner, Franz I., als Kriegsgefangenen in seine Hände lieferte, und dem vom Kaiser beschützten Hause Sforza, den wiedererlangten Besitz von Mailand versicherte, den weisen Rathschlägen seines Kanzlers Gattinara so wenig, und der Stimme seines jugendlichen Ehrgeizes, so viel Gehör, dafs er die schöne Gelegenheit, seinen eifersüchtigen Nebenbuhler in einen dankbaren Freund zu verwandeln, auf immer versäumte. Grofsmuth, die nur im Kampfe entgegengesetzter Leidenschaften, und unter dem Einflufs

so übelgesinnter Menschen, wie der Cardinal du Prat und Louise von Engoulesme waren, zuweilen in Vergrößerungsbegierde ausartete, machte einen Hauptzug in dem Charakter Franz des I. aus. Der großmüthige König würde gewiss, von der Großmuth seines Feindes zur Bewunderung hingerissen, nicht weiter an die Demüthigung des Oesterreichisch-Spanischen Hauses gedacht, er würde sich, vielleicht wider seine Ueberzeugung, nur auf die Eingebungen seines Herzens achtend, von dem Gedanken an die Erbfeindschaft dieses Hauses wider seine Monarchie losgemacht haben, wenn Karl V. in dem Madrider Frieden seine Erwartungen, durch edle Uneigennützigkeit, übertroffen, oder wenigstens mit mäßigen Vortheilen und dem Ueberwundenen erträglichen Bedingungen sich begnügt hätte. Ganz entgegengesetzte Wirkungen mußte der kaufmännische Eigennutz des Siegers hervorbringen; nicht Franz I. allein, sondern mit ihm zugleich alle Regierungen, die sich der Spanisch-Oesterreichischen Uebermacht nicht gewachsen fühlten, mußten von dem gewaltsamen Druck dieser Macht, die nur den Mißbrauch, nicht die wohlthätige Benutzung ihrer Kräfte zu kennen und zu wollen schien, Gefahren für ihre Freiheit befürchten. Wenn also Leidenschaften die ersten Ideen des Systems der Aufrechthaltung eines billigen Gleichgewichts der Macht erzeugt hatten: so gaben die Staatsfehler Karls V., die nicht sowohl die Spanische Monarchie an sich selbst, als den besorglichen Mißbrauch ihrer Staatskräfte furchtbar machten, demselben eine

größere Ausdehnung und längere, wenn gleich immer abwechselnden Formen unterworfenen Dauer.

König Christian II. von Dänemark, der die Schweden, unter dem Rechtsgrunde der übernommenen Vollstreckung des päpstlichen Bannes, wider die Feinde des Erzbischofs Gustav Trolle von Upsala, bekriegt, und sie bei dieser Gelegenheit die Calmarische Union zu erneuern gezwungen, bald darauf aber durch blutige Hinrichtungen und durch den Despotismus seiner Günstlinge, zur Verzweiflung und zum Aufstande gebracht hatte, war mit Karls V. Schwester, Isabella von Oesterreich, vermählt. Sein Betragen gegen diese tugendhafte Prinzessin, die er durch die Erhebung der verschmitzten Siegbritte, der Mutter seiner noch im Tode geliebten Düveke, zurücksetzte, blieb zwar für seinen mächtigen Schwager kein Geheimniß. Er wußte aber zu gut, daß die ehrgeizige Politik des Monarchen in der Regel die Empfindlichkeit des Bruders immer überwiegt und zum Schweigen bringt, als daß er nicht demohngeachtet, bei seinen Händeln mit den mißvergnügten Schweden und Dänen, auf den Beistand des mächtigen Kaisers hätte hoffen sollen. Diese Hoffnung, verbunden mit der Zuneigung der untern Volksklassen, besonders des Bauernstandes in Dänemark und Norwegen, den er durch die Demüthigung des Adels, und durch die versuchte Milderung der Leibeigenschaft gewonnen hatte, liefs ihn die mit der Fortsetzung seiner willkührlichen Regierungshandlungen verknüpften Gefahren übersehen. Plötzlich brach in Jütland eine Empörung aus;

Christian II. verlor unvermuthet alle Fassung, überließ seine Kronen und tausende von Unterdrückten, die durch ihn auf die mögliche Verbesserung ihres Looses aufmerksam geworden waren, ihrem Schicksal, und floh nach den Niederlanden, um dort eine sichere Zuflucht zu finden, und, mit seines Schwagers Hülfe, sich zur Wiedereroberung seiner verlassenen Reiche zu rüsten. Die Dänen und Norweger nahmen seinen Oheim Friedrich, die Schweden den edlen Verfechter der Unabhängigkeit seines Vaterlandes, Gustav Erichson Wasa, zum König an; die Calmarische Union wurde völlig zerrissen; Christian's II. Versuch, mit einer in den Niederlanden gesammelten Land- und Seemacht, sich in Norwegen festzusetzen, endigte sich mit seiner Gefangenschaft; Friedrichs I. Nachfolger auf dem Dänisch-Norwegischen Throne, Christian III. und der Schwedische Gustav I. vereinigten mit vereinigter Macht die gefährlichen Anschläge der vom Kaiser verhetzten Hansa, und retteten, durch ihr Bündniß mit Frankreich, Europa von der Gefahr, die Einmischung Karls V. in die Nordischen Angelegenheiten zu einem neuen Werkzeuge seiner grenzenlosen Vergrößerungsabsichten, und zum giftigen Keime allgemeiner und unheilbarer Verwirrung werden zu sehen. Lange noch blieben aber die Nordischen Reiche der Schauplatz innerlicher Gährungen und Unruhen, weil ein unregelmäßiger Freiheitssinn, der bei dem Adel das Erzeugniß stolzer Vorurtheile, bei den Bürgern die Folge kaufmännischer Gewinnsucht, und bei den Bauern die natürliche Gegenwirkung eines von dem Uebermuth oder

von der Furcht ihrer Gebieter bald erschwerten, bald wieder erleichterten Drucks war, sich durch alle Volksklassen verbreitet hatte.

Ein Freiheitssinn anderer Art, wurde von der Kirchenverbesserung geweckt, und zeigte sich, nach der Verschiedenheit der Fassungskraft und der Stimmung ihrer Anhänger, in verschiedenen Formen wirksam. Die ungeheuchelten Gottesverehrer, die ihr warmer Religionseifer zu Freunden der gereinigten Lehre gemacht hatte, begnügten sich, den ungestörten Genuß der christlichen Freiheit zu fordern, die jede menschliche Herrschaft in Glaubenssachen ausschloß. Sie waren aber, unter sich selbst, über die Mittel zur Behauptung und Sicherstellung dieses Genusses nicht einig, da sie zum Theil, gewaltsame Maassregeln zu diesem Zweck, sich für erlaubt hielten, zum Theil, um sich zu einem noch höhern Grade von Freiheit, zur völligen Unabhängigkeit von äusserlichen Umständen zu erheben, das Schicksal der guten Sache ganz der Vorsehung überlassen wissen wollten. Andere verwechselten die christliche Freiheit mit der politischen, noch andere mit der natürlichen Freiheit, ohne sich die Mühe genommen zu haben, den Religionsverwandten als Menschen, von dem Religionsverwandten als Bürger zu unterscheiden. Die Kirche war in ihren Augen die wichtigste, der Staat weiter nichts als eine untergeordnete Gesellschaft, die ihren Zweck und ihre Form verändern mußte, sobald es die vermeinte Ehre und das Interesse der Kirche zu fordern schien. Sie kämpften wider die Römische

Hierarchie, um vor einem neuen Ungeheuer, der hiero-politischen Gewalt die Knie zu beugen. Wieder andere suchten die Reformation zu einem Werkzeuge des Eigennutzes herabzuwürdigen, und die Verwirrung, das wechselseitige Mißtrauen, die mannichfaltigen Mißgriffe, welche die Glaubenspaltung herbeiführte, zur ungebundenen Befriedigung ihrer Leidenschaften zu benutzen.

In diese Klasse gehörten nicht nur viele Anhänger, sondern auch manche unversöhnliche Feinde der Lehren Luther's und Calvin's. Die Könige von Frankreich und von England, Franz I. und Heinrich VIII., die in ihren eigenen Grenzen die Bekenner jener Lehren als Ketzer anfeindeten und verfolgten, machten sich kein Bedenken daraus, den Deutschen Protestanten ihre Hülfe wider den Kaiser zuzusagen, um durch diese Verbindung ihrem Lieblingssystem, der Herstellung und Erhaltung des Gleichgewichts der Macht, eine neue Stütze zu verschaffen. Edler und weiser, als alle andere Fürsten ihres Jahrhunderts, benahmen sich in Rücksicht der Reformation die Könige von Polen, Siegmund I. und Siegmund II. August. Ohne ihr eigenes Glaubensbekenntniß zu verändern, gestatteten sie allen Partheien die Rechte der Gewissensfreiheit und Duldung, begünstigten die Fortschritte wissenschaftlicher Cultur und Aufklärung, und erhoben, durch ihre gelassene, den Umständen sich anschmiegende Politik, ihren Staat, der zu gleicher Zeit, durch die Verdrängung des Deutschen Ritterordens aus Preussen, und durch die Aufhebung des Schwerdordens

in den Liefländischen Provinzen, sich zweier gefährlicher Nachbarn entledigt hatte, auf den höchsten Gipfel seines innern Wohlstandes und seines äusserlichen Ansehens.

Mitten unter den vielfachen Bewegungen, welche die Reformation nach sich zog, mußte das christliche Europa seine Aufmerksamkeit zwischen dem neuen politischen System der Oesterreichisch-Französischen Staatseifersucht und der nothwendig scheinenden Herstellung eines gemeinschaftlichen Interesse wider die noch in keinem Zeitpunkt so furchtbar gewesene Osmanische Macht theilen. Der unternehmende Kaiser Sülejman II., in dessen großer Seele die schönsten Anlagen zu vorurtheilfreien Regententugenden mit wilder Eroberungssucht, Heldengeist mit Empfänglichkeit für die sanftern Gefühle der Freundschaft und Liebe, Großmuth mit Rachgier sich paarten, war seit der Eroberung von Belgrad und Rhodus, seit der Aufstellung zahlreicher Flotten in dem mittelländischen Meer, seit der Schlacht bei Mohacz, und seit seiner nachdrücklichen Einmischung in den Ungarischen Kronzwist zwischen seinem Schutzverwandten, Johann von Zapolya, und Ferdinand von Oesterreich, in einem fast noch höhern Grade, als Karl V. Meister des Schicksals eines großen Theils der Menschheit geworden. Jener christliche Freiheits-sinn, der die Anhänger der Reformation auszeichnete, empörte sich wider den Gedanken, einen Ungläubigen die Lenkung dieser Schicksale aus den Händen der Vorsehung übernehmen zu sehen. Der Oesterreichi-

sche Familienstolz, der, schon seit der anmaassungsreichen Deutung des räthselhaften Wahlspruchs Friedrichs III., sich zu Aussichten auf die Weltherrschaft berufen, und in der Entdeckung der neuen Welt, und in der ungestraft fortgesetzten Unterjochung ihrer reichsten Länder, einen neuen Grund für diesen Ruf zu finden wähnte, konnte einen Nebenbuhler von Sülejman's II. Macht und Unternehmungsgeist durchaus nicht vertragen, und würde den Kampf mit ihm begonnen haben, wenn er auch weder Ungarn mit seinen Heeren überschwemmt, noch die Gewässer und Gestade des Mittelländischen Meers mit seinen Geschwadern bedeckt und unsicher gemacht hätte. Aus dem Religionseifer der Deutschen Protestanten, und aus dem Herrscherstolz des Oesterreichischen Fürstenstammes, erwuchs unter diesen Umständen ein gemeinschaftliches Interesse wider die Osmanen. Karl V., sein Bruder Ferdinand I., und des letztern Nachfolger auf dem Deutschen Reichsthronen, fanden die Protestantischen Stände, deren Gewissensfreiheit sie durch wiederholte Anmaassungen gekränkt und einzuschränken gesucht hatten, fast immer bereit, ihre vereinigten Kräfte wider den furchtbaren Erbfeind des christlichen Namens anzustrengen, und Frankreich verlor das Zutrauen der zur Vertheidigung des Reformationswerks und aller mit demselben zusammenhängenden Veränderungen verbündeten Deutschen Fürsten, und die Hoffnung, durch ihre Dazwischenkunft das Uebergewicht der Oesterreichisch-Spanischen Macht zu mäßigen, in eben dem Verhältniß,

in welchem die Türkenfurcht sich vermehrte und dringender wurde.

Die Politik des Königs Franz I. konnte sich für die wankende und unsichere Freundschaft der Deutschen Protestanten keine bessere und zweckmässigere Entschädigung verschaffen, als durch eine Verbindung mit eben der Macht, die durch ihre ehrgeizigen und glücklichen Unternehmungen die augenblickliche Vereinigung der verfolgten Anhänger der Reformation mit ihren Verfolgern bewirkt hatte. Ueber alle Vorurtheile seines Jahrhunderts und seiner Kirche sich erhebend, trat Franz in ein enges Bündniß mit Süleyman II. zusammen, und zeigte durch die Anknüpfung dieses neuen Freundschaftsbandes, seinen Nachfolgern auf dem Französischen Throne, den bei den damaligen Verhältnissen leichtesten und sichersten Weg, zu jeder Zeit ein hinreichendes Gegengewicht wider die Oesterreichischen Anschläge auf die allgemeine Welt-herrschaft zu finden. Und so war jetzt ein wirkliches Gleichgewicht der Macht unter den Europäischen Hauptstaaten begründet; denn die reichen Hülfquellen der Osmanischen Monarchie hielten den für Spanien kaum erst geöffneten Zuflüssen der Amerikanischen Schätze und dem Ertrage des lebhaften Niederländischen Handels vollkommen die Wage, und die Vergrößerungsabsichten der Pforte waren eben so grenzenlos, als die kühnen und weitaussehenden Entwürfe Karls V. und seines Thronfolgers Philipps II.

Wenn gleich gewisse Veränderungen dieses Gleichgewicht gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu unterbrechen schienen: so erhielten sich doch, von verschiedenen Umständen begünstigt, die Wirkungen desselben. Die Osmanische Seemacht litt freilich durch die fürchterliche Niederlage bei Lepanto einen so unheilbaren Stofs, daß sie ihre vormalige Furchtbarkeit nie wieder erlangen konnte, und seit Selim's II. Regierung hörte, der Eroberung von Cypren ungeachtet, die Pforte überhaupt auf, höher zu steigen, und neigte sich schon ihrem Verfall entgegen. Spanien vergrößerte sich zwar unter Philipp II. mit der ganzen Portugiesischen Monarchie, und den weitläufigen Nebenländern derselben in Ostindien, Afrika, Amerika und auf dem Atlantischen Meer; es verlor aber zu gleicher Zeit, durch die vergebliche Verschwendung seiner Streitkräfte zur Dämpfung der Niederländischen Unruhen. Frankreich wurde, durch die machiavellistische Politik der Königin Katharina von Medici, in eine vieljährige Kette von bürgerlichen und Religionskriegen verwickelt, und konnte, in seiner Entkräftung, die so weit ging, daß es der Macht des Fanatismus und des Despotengeistes in gleichem Grade sich hingebend, sogar Spaniens Hülfe zur Unterdrückung seiner protestantischen Bürger herbeirief, unmöglich an eine zweckmäßige Leitung seiner auswärtigen Staatsverhältnisse, und an die kraftvolle Hintertreibung der unersättlichen Vergrößerungsanschlüge eines mit allen Begriffen von Recht und Pflicht sein Spiel treibenden Nachbars denken.

Philipp II. war dieser Nachbar. Aus Eigenwillen, Herrschsucht und selbstsüchtiger Religiosität zusammengesetzter, die Menschheit verachtender Unterdrückungsgeist machte den Grundzug in seinem Charakter aus. Eifrig in den äusserlichen Andachtsübungen, die sein Glaubensbekenntniß ihm zur Pflicht machte, wähnte er sich den Liebling der Gottheit, und unter der Begünstigung des seine Rechtgläubigkeit mit grenzenlosem Wohlgefallen lohnenden Himmels, zu jeder Anmaafung unbändiger, unter der Maske eines unerschütterlichen Gleichmuths verborgener Leidenschaften berechtigt. Zum Glück für die Nachwelt, war sein Benehmen zu empörend, zu zurückstossend, als dafs es einem menschlichen Herzen hätte Zutrauen einflössen können. Niemand verfolgte mit ihm ein gemeinschaftliches Ziel; nur dem unwiderstehlichen Druck seiner Uebermacht nachgebend, liefsen sich menschliche Kräfte zu Werkzeugen seiner Handlungszwecke brauchen, ohne selbst nach diesen Zwecken zu streben. Ueberall fehlte es an Einklang zwischen dem Regierer und den gröfsern und kleinern Triebwerken der ungeheuern Maschine, die Philipps II. rastloser Geist in Bewegung setzte, und für eine lange Reihe folgender Jahrhunderte nach seinen Ideen einzurichten und zu lenken gedachte. Alle seine Entwürfe auf fremde Mitwirkung zu seinen kühnen Anschlägen scheiterten, weil keine gefällige Oberfläche sie vor den Empfindungen der Furcht und des Hasses sicherte, die sie in ihrer natürlichen Gestalt nothwendig erwecken mufsten.

Auch ausser den Niederländischen Unruhen und den Hindernissen, die Philipp's II. persönlicher Charakter der Verwirklichung seiner übermüthigen Vergrößerungsabsichten entgegensetzte, kam noch die Politik der Königin Elisabeth von England, des Papstes Sixtus V. und der Jesuiten, der Erhaltung und Herstellung des Gleichgewichts aus Franz I. und Süleiman's II. Zeiten zu Statten. Mächtig strebte, unter der grossen Elisabeth Regierung, England empor, welches jetzt erst anfang, das Maass seiner innern Kräfte zu fühlen, und von der Hand einer staatsklugen und ihr Volk liebenden Königin geleitet, sie anzuwenden. Elisabeth liebte wirklich ihr Volk, denn sie bemühte sich, es durch die Verbesserung seines sittlichen Zustandes liebenswürdig zu machen; weder kalter Regentenstolz noch kleinliche Eitelkeit war die herrschende Triebfeder ihrer Handlungen; sie wollte das Gute, weil ihr feines und richtiges Gefühl sie auf die Seite des Guten hinzog. Daher die unerschütterliche Festigkeit ihrer Grundsätze, die unveränderliche Gleichförmigkeit ihres Charakters, der zwar einige Weiblichkeiten einschloß, aber in diesen Weiblichkeiten selbst den Beweis liefert, daß sie besser war, als manche Geschichtschreiber sie uns schildern wollen. Unter einer solchen Königin konnte sich England mit Nachdruck und Würde zur Schutzwehr der Europäischen Freiheit wider die despotischen Anschläge des Spanischen Philipp's II. erheben, und mit der glorreichen Behauptung seiner eignen Selbstständigkeit die wohlthätige Sorge für die Abwendung eines dem halben Menschengeschlecht angedrohten und zu-

bereiteten Sklavenjochs verbinden. Der großen Elisabeth gebührt das Verdienst, durch die kraftvolle Unterstützung der vereinigten Niederländer, durch die großmüthige Standhaftigkeit, mit welcher sie sich in der dringendsten Gefahr wider den Angriff der unüberwindlichen Flotte rüstete, und die wenigstens ebenso viel, als Ungewitter und Stürme, zur Vernichtung dieser Flotte beitrug, und durch die ununterbrochene Beunruhigung der Amerikanischen Inseln und Küsten, den Coloss der Spanischen Monarchie zuerst erschüttert, und ihrem Bundesgenossen, dem König Heinrich IV. von Frankreich, dem Wiederhersteller seines Staats, dem Schöpfer der Französischen Macht, den Weg zu dem Frieden zu Vervins gebahnt zu haben, der eine der Lieblingshoffnungen Philipps II. vereitelte.

Mit der größten Frau seines Jahrhunderts wetteifernd, erkannte es der ehrgeizige Pabst Sixtus V. für das erste Staatsbedürfnis des Römischen Hofes, sich der furchtbaren Spanischen Uebermacht zu widersetzen. Sein großer Geist, der jede Art von Abhängigkeit hafte, fand den Gedanken unerträglich, sich in der freien Ausübung seiner Herrscherrechte im Kirchenstaat, durch die lästige Nachbarschaft Spanischer Provinzen beschränkt zu sehen. Er bildete den Plan, der Krone Spanien das Königreich Neapel, dessen Erwerbung ihm einen bedeutenden Zuwachs der Macht versprach, zu entreissen, und die noch aus den Zeiten der Normänner bestehende päpstliche Lehnshoheit über dieses Reich, würde ihm sehr leicht einen scheinbaren

Rechtsgrund zum Bruch mit Spanien an die Hand gegeben haben, wenn nicht sein unvermutheter, vielleicht unnatürlicher Tod die weitere Verfolgung aller seiner großen Entwürfe unterbrochen hätte.

Einige Nachrichten wollen die Gesellschaft Jesu, der Sixtus V. nicht gewogen war, der Beschleunigung seines Todes anklagen. Wir können über den Grund oder Ungrund dieser Beschuldigung unmöglich entscheiden; wäre sie aber auch vollkommen erwiesen: so würde sie uns doch nicht berechtigen, auf ein freundschaftliches Verständniß zwischen den angeblichen Mördern des Pabstes, den Jesuiten, und dem Feinde des Gemordeten, dem König von Spanien zu schließen. Von seiner ersten Begründung an, noch mehr aber, seitdem der listvolle Jakob Lainez an seiner Spitze stand, hatte dieser räthselhafte Orden eine Tendenz, die den Vergrößerungsabsichten des Spanischen Hofes nichts weniger als günstig war. Spanien wollte seine Herrschaft, wo möglich, über den ganzen Erdkreis ausbreiten; die Jesuiten wollten das nehmliche. Philipp II. erhob sich mit den unleidlichen Anmaaßungen seines Herrscherstolzes über alle andere Fürsten und Staaten; die Gesellschaft Jesu erhob sich mit stolzer Selbstgenügsamkeit über das ganze Menschengeschlecht, dessen Seelenheil sie ausschliessend von ihrer Vermittlung abhängig machen wollte. Schwärmerischer Religionseifer war die Maske und das Werkzeug des Spanischen Despotengeistes; in die mannichfaltigsten Formen sich schmiegender, zur Schau getragener Fanatismus, war der Deckmantel des

feinsten Gewebes der berufenen Jesuitischen Politik. Ein Orden, der die romanhaften Ideen, die geistliche irrende Ritterschaft seines ersten Urhebers, des unwissenden und schwärmerischen Lojola, zur Grundlage einer alles umfassenden Universalmonarchie zu machen wufste; der unter dem Scheine der Demuth dem Römischen Stuhl den unbedingtesten Gehorsam gelobte, und eben diesen Gehorsam in die festeste Stütze seiner allgemeinen Weltherrschaft, und in das unauflöslichste Band der Abhängigkeit des Pabstes von seinem einseitigen Interesse verwandelte; der eine neue, auf Schrauben gesetzte, den menschlichen Thorheiten und Lastern schmeichelnde Moral erfand, um die Menschheit an sich selbst irre werden zu lassen, und ihr seine geistlichen Tröstungen unentbehrlich zu machen; der bei aller seiner Feinheit, seinen grenzenlosen Ehrgeiz so wenig zu verbergen vermochte, dafs er von einem seiner Schriftsteller *) sogar den Fürsten der Hölle zum

*) Der Spanische Jesuit, *Christoph Gomez*, sammelte in einem ziemlich selten gewordenen Buche (*Elogia Societatis Jesu, sive propugnaculum Pontificum, Conciliorum, Cardinalium, Antistitum, nec non Imperatorum, Regum, Principum et aliorum Virtute, Religione omnique Literatura illustrium etiam Haereticorum testimoniis, qua expressis verbo, qua scripto consignatis constructum et in tres partes divisum a P. Christophoro Gomez, Ejusdem Societatis. Antuerpiae, 1677.4.*), alle nur irgendwo aufzufindende, seinem Orden günstige Zeugnisse, und läßt am Ende seiner Sammlung auch die gefallenen Engel unter diesen Zeugen auftreten. Sic ego, heisst es unter andern (*Part. III. Clas. V. pag. 485 sq.*), in Societatis laudes non accipio a Daemone testimonium sed confessionem; inuitus ille dixit, sed exactus et tortus. Jam ergo his Jesuanis elogiis non tam coronidem quam coronam Inferi imponant, sive ab ipso tenebrarum principe lumen accipiant. A Daemone, inquam, qui

Zeugen der alles verdunkelnden Vortrefflichkeit der Gesellschaft Jesu aufrufen liefs; ein solcher Orden konnte nie der Beförderer und Bundesfreund, sondern nur der Nebenbuhler der Spanischen Herrschsucht seyn. Er konnte schlechterdings keine überwiegende Macht neben sich dulden, weil er, um alles von sich abhängig zu machen, jeder Art von Selbstständigkeit, und folglich auch jedem das Gefühl der Selbstständigkeit erweckenden Uebergewicht der Macht nothwendig entgegenarbeiten mußte. Hatte es gleich zuweilen das Ansehen, als ob die Jesuiten, wie unter andern bei Gelegenheit des Portugiesischen Erbfalls, und der von Philipp II. auf diese Krone erhobenen Ansprüche, die Vergrößerung der Spanischen Monarchie begünstigten: so folgt doch aus solchen Thatsachen weiter nichts, als dafs es die schlaue Gesellschaft unter gewissen Umständen für gut fand, ihren unumschränkten Einfluß durch die scheinbare Erhebung derselben Macht zu befestigen und zu erweitern, von der sie schon wufste, dafs die neuen Errungenschaften, die ihre Arealgröfse vermehrten, zugleich ihren innern Verfall beschleunigen mußten.

Als erklärte Feinde jeder überwiegenden Macht;

intra mulieris corpus carceratus Venetiis, videns S. Ignatium ac socios magnis vocibus non semel exclamavit: Vos (ad adstantes dicebat) nescitis, qui sint isti Clerici; sunt viri excellentes, magna virtute et admirabili doctrina praediti. Ego meique socii quidquid potuimus fecimus ad eorum consilia disturbanda ne huc venirent, sed frustra. Hoc Parens mendacii testimonium pro Societate ejus parente ac filiis edidit honorificentissimum. Ita apud *Eusebium* in *Vita S. Ignatii* cap. 9. in fine *Tom. I. Viror. Illustr. Societ.*

konnten die Jesuiten keinen auf die Universalmonarchie gerichteten Plan, keine auf wirkliche Staatsverbesserungen gerichtete Bemühung wohlgesinnter Fürsten begünstigen. Sie mußten nothwendig der ehrgeizigen sowohl, als der ächten Politik entgegen arbeiten, weil jene der ungehinderten Befriedigung ihres eignen Ehrgeizes gefährlich war, und diese die selbstsüchtige Freundschaft des Ordens entbehrlich machte. Aus ähnlichen Gründen mußten sie jeder Art von Aufklärung die unversöhnlichste Fehde ankündigen, weil die wohlthätige Macht der Wahrheit in ihren Augen das furchtbarste Uebergewicht der Macht, und mit ihrem rastlosen Streben nach einer unumschränkten Herrschaft über die Gemüther der Menschen unmöglich zu vereinigen war. Sie widmeten sich, unter der Maske der Menschenliebe, mit unermüdlichem Eifer dem Erziehungsgeschäft; sie brüsteten sich in ihren Lehranstalten mit den frühen Fortschritten und mit den mannichfaltigen Kenntnissen ihrer Zöglinge; sie machten es sich zum Geschäft, im gemeinen Leben bei jeder Gelegenheit mit ihrer Erfahrung in solchen Wissenschaften Prunk zu treiben, von denen sie wußten, daß sie die Neugier der Menschen am meisten reizen; alles nur in der Absicht, um unter dem Schein ihres Eifers für die Aufklärung, dem menschlichen Geist nach und nach unvermerkt jede lichtvolle Aussicht zu verschließen.

War es wohl anders möglich, als daß ein Orden, dem die Entfernung jedes Anlasses zum Selbstdenken Bedürfnis war, sich den wohlthätigen Folgen der Reformation

aus allen Kräften widersetzen mußte? Luther hatte die Religion Jesu als den sichersten Weg zur Veredlung der Gesinnungen und zur Bekämpfung stürmischer Leidenschaften darzustellen gesucht; er hatte durch seine Bibelübersetzung dem Volke das vortrefflichste Werkzeug der Selbstbelehrung in die Hände gegeben; und wenn gleich viele von seinen Nachfolgern den wahren Geist der Lehre des großen Mannes zu wenig faßten, um auf dem von ihm betretenen Wege weiter fortschreiten zu können: so hatte sich doch der Sinn für jene wohlthätige Herzensreligion schon so mächtig ausgebreitet, daß der Aberglaube sich in neue Formen schmiegen mußte, um seine wankende Herrschaft zu behaupten und zu befestigen.

Die Gesellschaft Jesu nahm es auf sich, diese neuen Formen zu erfinden und anzuwenden. Geistliche Uebungen, deren maschinenmässiger Gang recht dazu gemacht war, den Geist zu tödten und die Vernunft selbst von ihren leisesten Forderungen zu entwöhnen, mußten die Köpfe erhitzen, um die Herzen sich desto leichter dem Gifte des Religionshasses öffnen zu lassen. Zahllose Spitzfindigkeiten mußten die Zöglinge der Jesuiten in ihren Schulen beschäftigen, um sie frühzeitig in der gefährlichen Kunst zu üben, den größten Unsinn in das Gewand der Weisheit zu kleiden, die Wahrheit zu entstellen, und ihre wärmsten Vertheidiger in einem Labyrinth von Trugschlüssen an der Wahrheit selbst irre zu machen. Die Anhänger der Reformation suchten sich, wider die Spitzfindigkeiten ihrer Feinde, durch die möglichste Berichtigung

und Vereinfachung der Grundbegriffe ihres Glaubensbekenntnisses, zu schützen, und wurden darüber unter sich selbst uneinig. Sie bemühten sich, den ihrer Kirche so gefährlichen Orden allgemein verhaßt, und den Großen der Erde, die er durch mannichfaltige Künste für sich einzunehmen gewußt hatte, verdächtig zu machen, und richteten mit allen ihren Bemühungen weiter nichts aus, als daß sie die Verbitterung ihrer furchtbaren Gegner vermehrten, und sich selbst von jener ruhigen Mässigung, die in mehr als einer Hinsicht die beste Schutzwehr gegen den Verfolgungsgeist abgiebt, immer weiter entfernten. Das Religionsinteresse der Protestanten, welches sich nach dem wahren Geiste der Reformation, bloß auf die moralische Besserung des Menschen einschränken, und gar nicht in seine äusserlichen Verhältnisse verwebt werden sollte, verwandelte sich in ein ängstliches Streben nach der möglichst sichersten Auszeichnung von allen Bekennern abweichender Glaubensbegriffe. Der Geist der Liebe und der Duldung entfloß, und die durch verschiedene Umstände begünstigte Hoffnung, die wohlthätige Macht weltbürgerlicher Gesinnungen nach und nach verbreitet zu sehen, scheiterte an den Vorurtheilen der Rechtgläubigkeit.

Noth, Eitelkeit und Eigennutz waren die Triebfedern, die, wenn die Hindernisse nicht gewesen wären, die der Einfluß schimpflicher Unwissenheit und mißverstandener Religiosität erschuf, die Begründung und Ausbreitung ächten Weltbürgersinns hätten befördern, und die Schwachheiten furchtsamer und selbst-

süchtiger Menschen unvermerkt in Tugenden hätten verwandeln können. Die unaufhörlichen, auf häufig gewechselten Schauplätzen geführten Kriege, welche theils die Vergrößerungssucht der ersten Mächte, theils der wüthende Haß vieler Eiferer für die alte Lehre wider die Kirchenverbesserung und ihre Beschützer, theils die aus dem System des Gleichgewichts hervorgegangenen neuen Staatsverhältnisse entzündeten und unterhielten; die Bündnisse, welche Völker von ganz verschiedenem Ursprung und Glauben durch das vielseitige Interesse der Selbsterhaltung, der Freiheit, oder des Eroberungsgeistes zu gemeinschaftlichen Zwecken vereinigten; die fortgesetzten Entdeckungen auf dem Ocean und auf dem festen Lande von Amerika, und die mit denselben zusammenhängende Erweiterung des Handels und der Schifffahrt, brachten die Menschen in eine Menge neuer Verbindungen, die, wenn gleich nur vom Drange der Umstände, vom Stolz oder vom Eigennutz geknüpft, dennoch zur Erweckung des Gefühls der gemeinschaftlichen Bedürfnisse der Menschheit, und, durch dieses Gefühl, zur Schätzung des allgemeinen Menschenwerths zu führen schienen. Lauter, als in den frühern Jahrhunderten erhob jetzt, da die Gemeinschaft der Menschen unter einander aus so verschiedenen Gründen näher und ausgebreiteter geworden war, die Natur ihre Stimme wider die Vorurtheile der Erziehung und des Nationalhasses, des politischen und des religiösen Partheigeistes, des stolzen und des furchtsamen Separatismus. Es kam nur darauf an, daß man sich nicht in Künsten des Selbstbetrugs erschöpfte, um jene

wohlthätige Stimme zu übertäuben, und die schimpfliche Herrschaft dieser thörichten und unnatürlichen Vorurtheile zu verewigen. Aus dem ursprünglich lockern Bande, welches die Noth oder die Gefahr, oder jedes andere, in seinen Formen unaufhörlich abwechselnde Interesse des Augenblicks um Menschen geschlungen hatte, die sich einander bis dahin ganz fremd geblieben waren, würde nach und nach thätige, wenn gleich nicht ganz reine Menschenliebe; aus den Triebfedern des durch gemeinschaftliche Anstrengungen leichter zu befriedigenden Eigennutzes, würde Gemeingeist, und mehr als eine gesellschaftliche Tugend hervorgegangen seyn, wenn nicht jener mächtige Absonderungstrieb, den Unwissenheit und Schwärmerei bei der Mehrheit des Menschenschlechts unterhielt, dieselben Menschen, die sich schon einander zu nähern begannen, aufs neue von einander entfernt hätte.

Wäre dieser unselige Absonderungstrieb, der die Herrscher sowohl als die Beherrschten, ihre Sicherheit und Wohlfahrt in kleinen, von der ängstlichen Selbstsucht begrenzten Kreisen suchen, und in dem Menschen selbst, wenn er in keinen solchen Kreis zu passen schien, die Menschheit verkennen liefs, nicht stärker, als die Stimme der nach Vervollkommnung emporstrebenden Natur gewesen: so würden die Volkshäupter und die Völkerschaften Europa's in der Entdeckung der neuen Welt, und in der Kirchenverbesserung einen mächtigen Aufruf zur Begründung eines gemeinschaftlichen weltbürgerlichen Interesse gefunden haben. Dem grossen Gedanken, sich um so viele Millionen roher,

oder höchstens in der ersten Kindheit der Gesellschaft lebender Naturmenschen, deren Daseyn man noch vor kurzem nicht einmal geahnet hatte, durch die Mittheilung Europäischer Cultur, und durch mannichfaltige Erleichterungen und Verschönerungen ihrer Lage, verdient zu machen, hätten die kleinlichen Forderungen des kaufmännischen Eigennutzes, und der noch herrlichern Aussicht, durch die Begünstigung und Ausbreitung der Reformation, sich von der ewigen Vormundschaft der Kirche zu befreien, die Bedenklichkeiten und Besorgnisse des lichtscheuen Sektengeistes gewiß weichen müssen, wenn die Zeitgenossen des sechszehnten Jahrhunderts jenes erhabenen Gedankens, und dieser reizenden Aussicht überhaupt fähig, und, wenn ihnen die großen, zu einem ganz neuen Ideengange und zu neuen Bedürfnissen weckenden Ereignisse, die sich vor ihren Augen zutrugen, etwas mehr, als dem Kinde das wechselnde Farbenspiel glänzender Meteore gewesen wären. — Bleibt es also wohl, wenn wir die Unsicherheit der schönsten, auf die Verkettung günstiger Zeitumstände gegründeten Hoffnungen bedenken, noch zweifelhaft, daß die Menschheit, in zahllose Widersprüche mit sich selbst, in einen immerwährenden Kampf mit der Natur und Wahrheit verwickelt, bei allem Anschein selbstthätiger Vervollkommnung, von jeher jeden ihrer Fortschritte, nur der Wirksamkeit glücklicher, über Vernunft und Freiheit gebietender Zufälle, und nie dem kraftvollen Gebrauch der Vernunft und Freiheit selbst verdankte? Dürfen wir uns wohl dem reizenden Traume einer zu erwartenden allgemeinen Veredlung des

Menschengeschlechts, die sich nur unter dem wohlthätigen Einfluß eines gemeinschaftlichen kosmopolitischen Interesse denken läßt, überlassen, da weder die zu vereiniger Thätigkeit aufrufende Entdeckung eines neuen Hemisphärs, noch das mit der Reformation zugleich erwachende Gefühl der unerträglichsten und schimpflichsten Geistessklaverei die Hindernisse zu entkräften vermochte, die den höhern und freiern Schwung des menschlichen Geistes hemmten? Oder waren die Zeitgenossen jener großen Veränderungen nur noch nicht reif zur Einerndtung der Früchte ihrer Erfahrungen, die erst für ihre spätern Nachkommen genießbar werden sollten? und wäre also das, was uns in den Resultaten der großen Weltbegebenheiten Einladung zum höchsten Genuß zu seyn scheint, vielleicht weiter nichts als Aufforderung zur strengsten Enthaltbarkeit? — Diese Fragen muß uns die Geschichte der folgenden Jahrhunderte beantworten.

III.

Erhöhte, aber nur langsam und unmerklich ihrer Ausführbarkeit entgegenreifende Ansprüche auf die Wiederherstellung verkannter und unterdrückter oder nur dunkel geahnter Rechte der Menschheit; vervielfältigte Gründe zur Unzufriedenheit mit dem Druck lästiger äußerlicher Verhältnisse; wankende und unsichere Stützen der gesellschaftlichen Verfassung und der Vortheile, die sie mehr zu gewähren schien, als wirklich gewährte und gewähren konnte, waren der Nachlaß, den das scheidende sechzehnte Jahrhundert

dem siebzehnten überlieferte. Auf die Gesinnungen und auf das relative Kraftmaafs der handelnden Hauptpersonen, die in dem Laufe des neuen Jahrhunderts auf dem grofsen Schauplatz auftraten, kam es an, ob dieser Nachlaß, seiner zurückstossenden Aussenseite ungeachtet, den werdenden Generationen brauchbare Materialien zur gemeinnützigen Verarbeitung darboten, oder als herrenloses Gut den Launen und dem Muthwillen der ungeduldigen und wankelmüthigen Menge preis gegeben werden sollte?

König Heinrich IV. von Frankreich und sein edler Vertrauter Sully, Maria von Medici, und Anna von Oesterreich, die Mutter und die Gemahlinn Ludwigs XIII.; die Cardinäle von Richelieu und Mazarini; die Herzoge von Lerma und von Olivarez, unumschränkte Staatsminister der Spanischen Monarchie; Ludwig XIV. und sein gepriesener Finanzminister Colbert; die Könige von Großbritannien, Jakob I. Jakob II. und Wilhelm III.; der Herzog von Buckingham und Oliver Cromwell; Louise von Guzman, Gemahlinn Johannis von Braganza; Prinz Moriz und Prinz Wilhelm II. von Oranien; Johann de Witt, und der Seeheld Ruyter; die Römischen Kaiser Ferdinand II., Ferdinand III. und Leopold I.; Graf Heinrich Matthäus von Thure und Herzog Albrecht von Friedland; König Gustav Adolf von Schweden, und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Graf Axel von Oxenstierna und Johann Salvius; Kurfürst Friedrich Wil-

helm der Grofse von Brandenburg, und der Russische Zaar Alexei Michailowitsch; die Könige Wladislaw IV. von Polen, Karl Gustav und Karl XI. von Schweden; Graf Emmerich Tökeli; der Grofssultan Muhammed IV. und unter den aussereuropäischen Fürsten der Persische Schach Abbas I. der Grofse; — Diefs sind die handelnden Personen, die in ihren Händen die Hauptkette der Staatsveränderungen des siebzehnten Jahrhunderts hielten. Neben ihnen zeichneten sich einige denkende Köpfe, Hugo Grotius, Thomas Hobbes, Benedikt von Spinoza, und Christian Thomasius, durch den Einflufs auf ihre Zeitgenossen aus, den ihnen die durch ihre scharfsinnigen Ideen veranlafste Entwicklung und Leitung der öffentlichen Meinung über einige der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen verschaffte.

Bei mehrern der genannten handelnden Hauptpersonen finden wir unverkennbare Merkmale wahrer Seelengröße, und bewundernswürdige Anlagen zu der erhabenen Rolle ächter Wohlthäter der Menschheit; bei andern fällt uns ihr blos negativer Einflufs auf die großen Begebenheiten, die ihre Namen verewigt haben, sogleich in die Augen; nur bei zweien, dem König Heinrich IV. von Frankreich und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Grofsen von Brandenburg, treffen wir ausgezeichnete Fürstengröße in der glücklichsten Verbindung mit lebenswürdiger Menschlichkeit an. Der Herzog von Sully war ein Muster der strengsten Rechtschaffenheit und des edelsten Patriotismus; seine Ordnungs-

liebe liefs ihn nicht allein zum Verbesserer des Französischen Finanzstaats und zum sichern Gewährleister der Macht seines Königs, sondern auch zum Schöpfer vernünftiger Begriffe von der Staatswirthschaft überhaupt werden; aber seine, an Starrsinn grenzende Festigkeit artete nicht selten in Eigenwillen aus, und raubte seinen Tugenden das Zutrauen, welches sie verdienten, und einen grossen Theil der Früchte, die sie versprachen. Die beiden Königinnen und Regentinnen von Frankreich, Maria von Medici, des grossen Heinrichs IV. Gemahlinn, und Anna von Oesterreich, die Gattinn des schwachen und nur aus Schwachheit zugleich eigensinnigen und furchtsamen Ludwigs XIII., machten zwar beide ihren Einfluss auf die Staatsverhältnisse und Staatsveränderungen des siebzehnten Jahrhunderts, mehr durch Unterlassungsünden, als durch zweck- und planmässige Thätigkeit wichtig, dennoch aber sind sie von den meisten Geschichtschreibern zu hart beurtheilt, und ihr Charakter sowohl, als ihre öffentlichen Handlungen in einen solchen Schatten gestellt worden, der den Zusammenhang verschiedener grosser Begebenheiten, nach ihren Triebfedern und Folgen, in einem ganz falschen Lichte erscheinen läfst.

Maria von Medici handelte allerdings, wenn man ihre thätige Theilnahme an der Hintertreibung der Oesterreichisch-Spanischen Absichten auf die Jülichische Erbschaft ausnimmt, der Politik und den Entwürfen ihres verewigten Gemahls, fast in allen Stücken zuwider. Es ist nicht zu leugnen, dass ihre

Empfindlichkeit gegen den Verstorbenen, der ihre Eifersucht so oft gereizt hatte, und ihr grenzenloses Zutrauen zu ihren Italienischen Günstlingen, dem Marschall von Ancre und dessen Gattinn, der listvollen Leonore Dori, weit mehr über sie vermochte, als alle Gründe einer gesunden Staatsklugheit; aber es ist ja noch die Frage, ob ihre friedfertige Stimmung gegen das Haus Oesterreich, und die Unterdrückung jenes weitaussehenden Plans Heinrichs IV., der auf nichts geringeres, als auf die Zersplitterung der Spanisch-Oesterreichischen Monarchie abzweckte, und dessen Ausführung einen allgemeinen Völkerkrieg nach sich gezogen haben würde, nicht wohlthätig für die Menschheit war? Heinrich IV. selbst, der als ein ganz unpartheyischer Zeuge gelten kann, weil er mit ihr in einer nichts weniger als zufriedenen Ehe lebte, liefs ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren, ohne ihre Fehler und die im voraus geahneten gefährlichen Folgen derselben zu übersehen. Er lobte ihre Verschwiegenheit, ihren hohen Geist, ihre edle Ruhmbegierde, ihren Muth, ihre unerschütterliche Beharrlichkeit bei einmal gefafsten Entschlüssen; aber er tadelte zugleich ihre an Rachgier grenzende Empfindlichkeit, ihr Mißtrauen, ihr mehr zurückstossendes als gefälliges Wesen, ihren Starrsinn, und ihre nur von der Macht irgend einer Leidenschaft zu besiegende Trägheit *). Schon dieser letzte Charakterzug

*) *Histoire de la Régence de la Reine Marie de Medicis, femme de Henry IV. Mere de Louis XIII., Rois de France et de Navarre, par François de Mezeray, pag. 6-7. Deux fois en sa vie il (Henri IV.) la dépeint des couleurs, qu'il esti-*

reicht hin, um zu beweisen, daß Maria von Medici nicht nach Grundsätzen boshaft, sondern nur schwach war, und daß die vieljährigen Verwirrungen, die sie über Frankreich, daß die räthselhafte Verwicklung des allgemeinen Staatsinteresse, und die langwierigen Kriege, die der von ihr erhobene und in der Folge so unversöhnlich gehafte Richelieu über Europa brachte, eigentlich weiter nichts als das Resultat ihrer Schwächen waren.

Anna von Oesterreich wurde bald nach ihrer Vermählung, durch die Ränke ihrer herrschsüchtigen Schwiegermutter, die den jungen König in steter Abhängigkeit von ihren Launen erhalten wollte, mit ihrem Gemahl entzweit, und unter Richelieu's unumschränkter Ministerherrschaft dergestalt zurückgesetzt, daß sie sich für diese empfindlichen Kränkungen, durch die Italienischen Galanterien, die Katha-

me lui être convenables — — — La première, il loua grandement son naturel — — — et prenant la dessus occasion, de rapporter les autres qualités, qu'il avoit remarquées en elle, il la loua d'être secrète, parceque souvent il l'avoit pressée jusques même à se facher contre elle, pour savoir les auteurs de quelques avis qu'on lui donnoit, sans qu'elle voulût les decouvrir. En riant il ajouta qu'elle étoit desireuse d'honneur, magnifique et somptueuse en ses dépenses et glorieuse par excès de courage, et que si elle ne prenoit garde à reprimer ses sentimens, elle seroit vindicative. — — Il l'accuse en outre de paresse ou pour le moins de fuir la peine, si elle n'est poussée à l'embrasser par passion. Il lui fait la guerre d'être moins caressante que personne du monde, grandement défiante. — — — L'autre fois qu'il étoit animé contre elle, il tourna son courage en gloire, et sa fermeté en opinâtreté, et disoit souvent à ses confidens, qu'il n'avoit jamais vu femme plus entière, et qui plus difficilement se relâchat de ses résolutions.

rina von Medici an den Französischen Hof gebracht hatte, zu entschädigen suchte *). Ihre natürliche Herzensgüte, ihr unternehmender Geist, ihre schönen Weiblichkeiten bekamen, unter so ungünstigen Umständen, eine schiefe Richtung. Sie wurde misstrauisch gegen sich selbst, und gegen das wahre Verdienst, eitel und wankelmüthig, und, als sie das Heft der Regierung in die Hände bekam, verschwenderisch und herrschsüchtig. Sie glaubte die größten Genies im Felde der Politik zu übersehen; denn nach ihrem Urtheil, hatte sich Frankreich nie, weder in wichtigen, noch in geringfügigen Angelegenheiten, seinem wahren Interesse gemäß, zu betragen gewußt **); und doch wagte sie es nicht, in der Staatsverwaltung ihren eignen Ideen zu folgen, sondern überliefs diese sowohl, als die Erziehung des jungen Ludwigs XIV. und sich selbst der willkührlichen Leitung des schlaunen Mazarini. Aber eben diesem Kampfe zwischen selbstgenügsamen Herrscherstolz und Schwäche verdankte sie den Grad erzwungner Festigkeit in ihren Entschlüssen, der dazu erfordert wurde, um Frankreich seinen auswärtigen Feinden, nach vieljährigen Anstrengungen, die Gesetze eines glorreichen und vortheilhaften Friedens vorschreiben zu lassen, und die Ruhe im Innern des Staats, nach einem doppelten Bür-

*) *Memoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche*, par Madame de MOTTEVILLE. Tom. I. pag. 12 - 15.

**) *Memoires de Madame de Motteville*, Tom. I. pag. 331. La Reine après avoir un peu grondé de toutes ces bévûes, se mit à rire, et dit, que jamais la France n'avoit pu se régler, ni dans les grandes choses, ni dans les petites.

gerkriege, der während ihrer Regentschaft ausgebrochen war, vollkommen wieder herzustellen.

Keine Mäßigung kennender Ehrgeiz war der Hauptzug in Richelieu's Charakter. Mit dem festen Vorsatz, Frankreich zur ersten Macht in Europa zu erheben, begann er seine glänzende Laufbahn, zu welcher die Rathlosigkeit des Hofes ihn berufen hatte. Ohne für sich selbst einen andern Vorthail zu suchen, als den Ruhm, der Schöpfer der Französischen Größe geworden zu seyn, und mehr als der unvergeßliche Heinrich IV. geleistet zu haben, ohne die Bereicherung seiner Verwandten, als den Preis seiner ratslosen Thätigkeit sich vorzusetzen, ergriff er alle Mittel, die Frankreichs Staatskräfte und günstige Zeitumstände ihm darboten, um beide Linien des Hauses Oesterreich zu demüthigen; die Hugenotten, deren republikanischer Freiheitssinn den ordentlichen Gang der innern Regierungsgeschäfte zu lähmen schien, zu entwaffnen, und seinen König zum unumschränkten Alleinherrscher zu machen. Er verfolgte die Ausführung dieses dreifachen Plans mit gleichem Eifer, mit gleicher Festigkeit, und mit gleichem Glück. Es gelang ihm, durch die Beförderung des Hauses Nevers zur Mantuanischen Erbfolge, der Krone Spanien ihr Uebergewicht in der Lombardey zu rauben, und dem Französischen Hofe einen fortdauernden Einfluß in die Angelegenheiten Italiens zu verschaffen. Die Hugenotten sahen sich nach dem Verlust von Rochelle genöthigt, ihr Schicksal und die künftige Bestimmung der Grenzen ihrer Religionsfreiheiten ganz der Recht-

schaffenheit und der Gnade des Königs zu überlassen. Der hohe Adel, die Geistlichkeit, und die Parlamenter, wurden theils durch die selbstständige Politik, theils durch die unerbittliche Strenge des Cardinals, zum leidenden Gehorsam gewöhnt, indess der dreissigjährige Krieg ihm eine erwünschte Gelegenheit darbot, auch den Deutschen Zweig des Hauses Oesterreich zu schwächen und einen grossen Theil der Deutschen Reichsstände, für das Französische Interesse zu gewinnen. Wäre sein Ehrgeiz selbstsüchtiger, oder, welches eben so viel sagen will, ein Ehrgeiz von der gewöhnlichen Art gewesen: so würde er mehr Rücksicht auf sein Privatinteresse genommen, und zugleich mehr Schonung gegen die Menschheit bewiesen, er würde sich weniger Härte gegen seine Feinde, und weniger unerbittliche Grausamkeit in der Verfolgung und Vertilgung der bedauernswürdigen Opfer seiner grenzenlosen Herrschsucht erlaubt haben. Er würde, bei einer kleinen Mischung von Eigennutz in seinem Charakter, minder gross, aber menschlicher gewesen seyn. Nur, wenn ich diesen Ausdruck wählen darf, der unbegreiflichen Selbstständigkeit seines Ehrgeizes mufs man es zuschreiben, dafs er jede Idee, die in seinen grossen Plan pafste, mit gieriger Heftigkeit ergriff, und sie immer in ihrem ganzen Umfange und ohne alle Rücksicht auf die Zulässigkeit oder Abscheulichkeit der ihrer Verwirklichung unterzuordnenden Mittel, ausgeführt wissen wollte. Schien er auch zuweilen einige Mässigung zu beweisen: so war diese Mässigung weiter nichts, als ein Werkzeug zur Verherrlichung des im-

merwährenden Triumphs, der das wesentlichste Bedürfnis seines Ehrgeizes ausmachte. Die Gunst der Königin-Mutter, Maria von Medici, hatte ihm den Weg zu dem Gipfel der Hoheit gebahnt, auf welchem er sich so wohl gefiel, daß ihm der Gedanke an die Abhängigkeit von der Schöpferinn seines Glücks bald unerträglich wurde. Sein Ehrgeiz allein war es also, der ihn so ungewöhnlich schonend gegen diese Königin machte, als sie, von seinen Feinden und Neidern verhetzt, ihn zu stürzen suchte. Er wollte nicht sowohl die Welt, als vielmehr sich selbst überzeugen, daß er, auch ohne Mariens Gunst, und ohne auf Rettungsmittel wider ihre Kabalen denken zu dürfen, sich auf seiner Höhe behaupten, daß er wohl sie, nicht aber sie ihn entbehren könne. Unbefangen sah er dem Ungewitter entgegen, welches sie zubereitete, und mit kluger Mäßigung wußte er selbst den Schein zu vermeiden, als suche er den König wider sie einzunehmen, und den Sohn auf Unkosten der kindlichen Liebe gegen die Mutter zu beherrschen. Ludwig XIII., dem Richelieu bereits unentbehrlich geworden war, hatte seine Mutter, als sie schlechterdings darauf bestand, daß er den Cardinal entfernen sollte, sogar kniend, aber immer vergebens gebeten, ihren Unwillen gegen einen Mann zu mäßigen, der ihm und ihr selbst schon so nützlich geworden sey. Die Königin blieb unbeweglich; Ludwig fühlte sich durch die Hartnäckigkeit seiner Mutter beleidigt, und in den ersten Aufwallungen seiner Empfindlichkeit mit doppelt unwiderstehlicher Macht

zu seinem Minister hingezogen. Richelieu *) schien seinem schönsten Triumph ausweichen zu wollen; er blieb in Paris, als der erzürnte König nach Versailles abreisete, und erst auf die dringenden Bitten und Ueberredungen seiner Freunde, folgte er ihm dahin nach, um den Monarchen selbst seinem hohen Selbstgefühl, welches sich wider jeden Schein der Undankbarkeit gegen seine erste Wohlthäterinn empörte, und seiner Unentbehrlichkeit huldigen zu sehen.

Mazarini stellt uns in seinem moralischen und politischen Charakter das vollkommne Gegenbild Richelieu's dar. Er war gelassen, geschmeidig, vorsichtig, und Meister in der Kunst, sich mitten unter den Stürmen des Schicksals, die ihn auf immer von seinem Ziel zurückzuschleudern schienen, diesem Ziel unvermerkt zu nähern, weil er eigennützig und furchtsam war. Mißtrauisch gegen das Glück, welches ihn höher erhoben hatte, als die kühnsten Hoffnungen seiner Jugend ihn steigen ließen, bemühte er sich, seine Zukunft von der Gegenwart abhängig zu machen. Er sammelte Schätze, er bereicherte und erhob seine Familie; er verband sich, durch die Verheirathung seiner Nichten, mit den ansehnlichsten Häusern; er schloß sich gern an jeden Liebling des Glücks an; er wollte nur Glückliche in seinen Diensten dulden **), und nur Glückliche in Frankreichs Bun-

*) *Memoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche*, par Madame de MOTTEVILLE. Tom. I. pag. 125.

**) Anekdoten vom Französischen Hofe, vorzüglich aus den Zeiten Ludwigs XIV. und des Duc Regent, aus Briefen der Madame

desfreundschaft aufnehmen. Aus Furcht, unter einem mit eignen Augen sehenden König den größten Theil seines Ansehens zu verlieren, liefs er den jungen Ludwig XIV. in der schimpflichsten Unwissenheit aufwachsen; aus Furcht, ganz Frankreich und alle auswärtige Höfe wider sich aufzubringen, vernichtete er mit scheinbarer Großmuth die Hoffnung seiner Nichte, Maria Mancini, den Französischen Thron zu besteigen; aus Furcht, wähnte er noch sterbend, durch das Bekenntnifs der Verirrungen seines Eigennutzes, sein Gewissen erleichtern zu können. Die Furcht machte ihn zum Menschenkenner; weil er auf allen Seiten Gefahren sah, überall Feinde, überall seinen Kräften überlegnen Widerstand ahnete, und seinen Ideen zu wenig Macht über die Gemüther der Menschen zutrauend, um sie zu unwillkührlichen Huldigungen zu nöthigen, es für sein wesentlichstes Bedürfnifs hielt, das menschliche Herz bis in seine verborgensten Falten zu erforschen, und jedem fremden Gedanken, ehe er zur Ausführung reifen konnte, zu begegnen. Er war herrschsüchtig, ohne ehrgeizig zu seyn; denn seine Herrschsucht war die Tochter der Furcht, die ihn in der Unabhängigkeit anderer von seinem Einflufs, das gefährlichste Hindernifs seiner Ruhe finden liefs. Der junge Colbert, der unter der Maske der anspruchslosen Bescheidenheit, seinen Durst nach Glanz und Gröfse verbarg, in dessen unternehmenden Geiste immer nur der Plan den ersten Platz behauptete, dessen

d'Orleans Charlotte Elisabeth, Herzog Philipp I. von Orleans Wittwe. (Strasburg 1789.) S. 7.

Ausführung ihm die frühzeitigsten Früchte versprach, erwarb sich das Zutrauen des schüchternen Cardinals in dem Grade, daß dieser noch in der ernststen Todesstunde, seinen eignen Werth verkennend, sich keinen andern Ruhm, als den der glücklichen Wahl des neuen Günstlings zueignen wollte *).

Nicht nur Frankreichs, sondern auch aller übrigen, durch Kriege oder Bündnisse in das Französische Staatsinteresse verflochtenen Völker Schicksale, waren also das Spielwerk des Ehrgeizes und der furchtsamen Herrschsucht, der anmaafsungsvollen Unwissenheit und des erfinderischen Finanzgeistes. Denn die wichtigsten Veränderungen, die wirksamsten Triebfedern der verschiedenen Formen, die das politische System von Europa im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts annahm, hingen doch unleugbar größtentheils von den vielumfassenden Staatshandlungen und Entwürfen Richelieu's und Mazarini's ab, oder gründeten sich in dem von der Unwissenheit erzeugten, von den Schmeicheleien des Glücks unterhaltenen, von Colbert's glänzenden Finanzoperationen zum kühnsten Fluge erhobenen Herrscherstolze Ludwig's XIV. Es fiel also den Regierern menschlicher Schicksale gewifs nicht ein, bei der Leitung derselben an die Menschheit

M *

*) *Eloge de Jean Baptiste Colbert*, (par M. NECKER) pag. 9-10.

A vingt neuf ans Colbert fut nommé Conseiller d'Etat, et Mazarin, après l'avoir éprouvé pendant sa vie, lui rendit en mourant un hommage éclatant. — — Mazarin adressa ces paroles à Louis XIV.: Sire, je vous dois tout, mais je crois m'acquitter en partie en vous donnant Colbert.

zu denken. Höchstens nahmen sie, wenn ihre Lieblingsideen es so mit sich brachten, oder damit bestehen konnten, auf den Staatsbürger, nie auf den Menschen Rücksicht. Heinrich IV. und Friedrich Wilhelm der Große machten zwar eine vortheilhafte Ausnahme von der allgemeinen Regel engherziger Regierungskunst. Sie liebten beide das Gute, weil sie selbst gut waren; sie suchten beide ihre Größe in dem Glück der Menschheit, weil wahre Seelengröße nur in dem Anschauen dieses Glücks ihre Beruhigung findet. Aber ihre Wirkungskreise waren zu beschränkt, als daß ihre erhabenen Fürstentugenden die Früchte hätten tragen können, die sie selbst und die Millionen Seufzer der herabgewürdigten Menschheit ihnen wünschen mußten. Heinrichs IV. Nachfolger am Französischen Staatsruder hatten nur Sinn für das Glänzende, nicht für das Edle in seinen Ideen, und Friedrich Wilhelm der Große mußte sich, bei den verhältnißmäßig geringen und schwachen Hülfsmitteln, die seine Staatskräfte ihm darboten, zu sehr in die Umstände und in lästige Verhältnisse schmiegen, um die Forderungen seines richtigen Gefühls wahrer Größe in ihrem ganzen Umfange befriedigen zu können.

Fast alle übrigen Hauptpersonen, die wir in den mannichfaltigen Scenen des siebzehnten Jahrhunderts auftreten sehen, spielten untergeordnete Rollen, in welche die Französische Politik mehr oder weniger eingriff, und hatten daher schon wegen dieser unwillkührlichen oder conventionellen Abhängigkeit von fremdem Einfluß, keine sonderlichen Ansprüche auf

eine thätige Mitwirkung zur Veredlung des Looses der Menschheit, die immer nur das Resultat freien Nachdenkens und selbstständiger Uneigennützigkeit seyn kann. Freilich läßt sich dieser Französische Einfluss nicht von allen Staatshandlungen des siebzehnten Jahrhunderts ohne Unterschied behaupten; aber es würde nicht schwer seyn, durch eine ausführliche Darstellung der Begebenheiten in ihrem großen Zusammenhange darzuthun, daß diejenigen politischen Versuche oder Fehlgriffe, die in keiner unmittelbaren oder leidenden Beziehung auf Frankreich standen, entweder ohne alle Folgen für das Ganze blieben, oder, wenigstens in ihren nähern oder entfernten Folgen, der Französischen Politik bald zur Folie, bald zu Werkzeugen dienen mußten. Ich begnüge mich, zur Bestätigung meines Satzes, nur die ersten Grundzüge des großen historischen Gemäldes zu liefern, dessen Vollendung ein eignes Werk erfordert und nicht in die Grenzen dieser Blätter gehört.

Die Herzoge von Lerma und von Olivarez waren weit davon entfernt, das Staatsruder der Spanischen Monarchie nach den Absichten des Französischen Hofes lenken zu wollen. Aber die schamlose Habsucht des erstern, der sich ein ordentliches Geschäft daraus zu machen schien, die Zerrüttung der Spanischen Finanzen unheilbar werden zu lassen; der Hochmuth und die Staatspedanterieen des letztern, der den Thron des katholischen Königs noch immer über alle andere Thronen erhaben wählte, weil das Glück ihn an diesen Thron gestellt hatte, enthielten dem ungeachtet in

ihrer negativen Wirksamkeit einen Theil der mächtigsten Aufforderungen und Erleichterungsmittel zur Erhebung Frankreichs auf den glänzendsten Gipfel seiner Gröfse. Wäre Spanien nicht unter Lerma's Staatsverwaltung, durch die Austreibung der fleißigen Marenen entvölkert, und seiner betriebsamsten Einwohner beraubt worden; hätte nicht Olivarez, durch seine willkührliche Behandlung und durch seine übermüthige Sicherheit, die Catalanen zum Aufruhr, und die verzweifelnden Portugiesen zur Aufstellung eines eignen Königs gebracht: so würde Frankreich keine Gelegenheit gehabt haben, durch seine Einmischung in die Catalonischen Unruhen, die Spanische Monarchie in ihrem Innersten zu erschüttern, und die herrschsüchtige Louise von Guzman würde weder ihren unentschlossenen und furchtsamen Gemahl, Johann von Braganza, so leicht zur Uebernehmung der Portugiesischen Königsrolle haben bewegen, noch auch seinen Thron, durch Französischen Schutz, so schnell haben befestigen können; weil dieser eigennützigte Schutz unter andern Umständen, mit seiner bloß mittelbaren Wirksamkeit, schwerlich so viel ausgerichtet haben möchte, als er jetzt, da Frankreich für sein eignes, nicht für fremdes Interesse, mit Spanien kämpfte, zu leisten vermochte. Es würde endlich, als der Pyrenäische Friede der vier und zwanzigjährigen Fehde ein Ende machte, an keine Vermählung Ludwig's XIV. mit der Spanischen Maria Theresia, und noch weniger an die für ganz Europa so wichtigen, bis in die neuesten Zeiten fortdauernden Folgen dieser Heirath zu denken gewesen seyn, wenn nicht Frankreich in

der scheinbaren Aufopferung des bis dahin beschützten Portugalls ein Mittel gefunden hätte, den Widerwillen und die Bedenklichkeiten Spaniens in Rücksicht dieser Verbindung zu heben.

Aehnliche Beweisgründe für die allgemeine, entweder unmittelbare oder mittelbare Wirksamkeit der Französischen Politik, für die sichtbare Verflechtung oder Auflösung fast aller Staatsverhältnisse in die mannichfaltigen Modifikationen des von Frankreich ausgegangenen politischen Systems, fallen uns in die Augen, wenn wir mit unserer Aufmerksamkeit bei den Vereinigten Niederlanden, bei England, und bei den Nordischen Mächten verweilen. Der Waffenstillstand zu Antwerpen, der den vereinigten Provinzen auf zwölf Jahre den ruhigen Besitz ihrer Unabhängigkeit versicherte, war grosstentheils das Werk Heinrich's IV. Gemeinschaftlich mit dem König Jakob I. von Grossbritannien, den seine Eitelkeit nach dem Ruhme eines allgemeinen Friedensstifters trachten liess, hatte er diesen Vertrag in der Absicht vermittelt, um den vereinigten Niederländern, die nöthige Mufse zur thätigen Theilnahme an seinem Plan zur Zersplitterung der Oesterreichisch-Spanischen Macht zu verschaffen. Der Tod verhinderte ihn an der Ausführung seines Plans, und jener Waffenstillstand hatte keine andere allgemein wichtige Folge, als dafs er den ersten Grund zum wechselseitigen Mißtrauen zwischen dem Hause Oranien und dem Batavischen Volk herbeiführte. Prinz Moriz von Oranien, der sich durch diesen Vertrag auf seiner Heldenbahn aufgehalten, und eines beträcht-

lichen Theils seines vorzüglich im Kriege wirksamen Einflusses beraubt sah, nahm daher Anlaß, bei den Arminianischen Religionshändeln die Parthei der Feinde der Gewissensfreiheit zu unterstützen, um, unter der Maske der Rechtgläubigkeit, die Freunde des Friedens und der Freiheit verfolgen und unterdrücken zu können. Seit diesem Zeitpunkt trat der Partheigeist an die Stelle der Eintracht unter den Staatsbürgern der vereinigten Provinzen, die von nun an nicht mehr durch sich selbst, sondern nur noch durch die Folgen ihrer frühern gemeinschaftlichen Anstrengungen und Siege, und durch den Zusammenfluß günstiger Umstände im Besitz der errungenen Freiheit gesichert, und ihren Feinden überlegen blieben. Zwar kehrte das alte Zutrauen zu dem Statthalterlichen Hause, im Gefolge der glänzenden Triumphe des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, auf kurze Zeit zurück, auch wurde eine neue Freundschaft mit Frankreich, durch wiederholte wider Spanien errichtete Bündnisse angeknüpft. Aber diese Freundschaft ward durch den Münsterischen Frieden bald wieder unterbrochen, weil die Ausöhnung der Niederländer mit der Krone Spanien, dem Französischen Interesse zuwider war, und jenes Zutrauen verschwand, als nach Friedrich Heinrich's Tode sein ehrgeiziger Nachfolger in der Statthalterschaft, Prinz Wilhelm II., durch seine herrschsüchtigen Anschläge, sich den unversöhnlichen Haß aller Freunde des Vaterlandes zuzog. Der berühmte Rathspensionair von Holland, Johann de Witt, setzte diesen Haß auch nach Wilhelm's II. frühzeitigem Absterben fort, und suchte den Triumph seiner Politik

in der unwiderruflichen Ausschliessung des Hauses Oranien von der Staatsverwaltung der Union. Ganz mit dieser Lieblingsidee, und mit der Begründung der ihm so sehr am Herzen liegenden politischen Selbstständigkeit der Provinz Holland beschäftigt, verlor er die nöthigen Sicherheitsmaafsregeln wider Frankreich aus den Augen. Die vereinigten Niederländer hatten, durch die mit Grossbritannien und Schweden geschlossene Haager Tripelallianz, die den Französischen Eroberungsabsichten auf die katholischen Niederlande ein Ziel setzte, den Unwillen Ludwigs XIV. gereizt. Nur mit der Vernichtung der Niederländischen Freiheit würde der beleidigte Eroberer in den langwierigen und allgemeinen Kriege, der erst in den Nimweger Friedensschlüssen beigelegt werden konnte, seine Rache gesättigt haben, wenn nicht der edle Seeheld Ruyter durch glorreiche, über die Französischen und Englischen Flotten erkämpfte Siege, den gesunkenen Muth seiner Landsleute aufs neue belebt, und Kurfürst Friedrich Wilhelm der Grosse, die Fortschritte der Französischen Landarmeen gehemmt, und den Kaiser Leopold I., der von Jesuiten beherrscht, bei den gefährlichen Vergrößerungsabsichten Ludwig's XIV., einen gleichgültigen Zuschauer abzugeben geneigt war, aus seiner Gleichgültigkeit geweckt, und zum Bunde wider Frankreich bewogen hätte.

König Jakob I. von Grossbritannien, gab sich in seiner gelehrten Selbstgenügsamkeit, die ihn in seinen Schwächen das Muster aller Fürsten erblicken liefs, und durch sein biblisches Staatsrecht, welches

ihn nach einer willkührlichen Regierungsgewalt zu streben, verführte, jedem fremden Einflusse preis. Seine kleinliche Rachgier, die mit seiner furchtsamen Friedensliebe einen sonderbaren Contrast machte, seine Trägheit zu Regierungsgeschäften, und das unbegrenzte Zutrauen, welches er unwürdigen Lieblingen schenkte, kam noch hinzu, um in ihm das abschreckende Beispiel eines gelehrten Königs aufzustellen. Aus Rachgier gegen den Spanischen Hof, der seine nahe Hoffnung zur Verbindung des Prinzen Karl von Wales, mit Philipps IV. Schwester, Maria Anna, getäuscht hatte, entschloß er sich, seinen Thronfolger mit einer Französischen Prinzessin zu vermählen. Die Tochter des großen Heinrich's IV., Henriette Marie wurde die Gemahlin Karl's I., der unter ihrem Einfluß die letzten Reste des öffentlichen Zutrauens, die des herzlosen und eiteln Buckingham despotische Rathschläge, und die väterlichen Staatssünden ihm noch übrig gelassen hatten, einbüßte, und zuletzt, als das Schlachtopfer durch Schwärmerei und Freiheitsschwindel erhitzter Volkswuth, auf dem Blutgerüste fiel. Mazarini's vorsichtige und kalte Politik, die kein Familienverhältniß zur Grundlage der Staatsfreundschaft annahm, überliefs das königliche Haus Stuart seinem Schicksal, um dem glücklichen Genius des unter der doppelten Maske der Volksfreiheit und des Fanatismus, alle Künste und Ermächtigungen der willkührlichen Gewalt ausübenden Cromwell zu huldigen. Der Cardinal bahnte, durch die Französische Bundesfreundschaft, den Engländern den Weg zur Eroberung des wichtigen Dünkirchen, und reizte durch

diese Eroberung den Brittischen Nationalstolz zur gebieterischen Einmischung in die Angelegenheiten des festen Landes. Auch dann noch, als Ludwig XIV. die Abtretung jenes Schlüssels zu Flandern, von der Geldnoth des wollüstigen Karls II. erschlichen hatte, dauerte die verführerische Macht dieses Reizes für einen grossen Theil des Englischen Volkes fort. Die unter Cromwells Staatsverwaltung zum höchsten Selbstgefühl erweckten Britten, konnten ihrem ohnehin verachteten König, den Verlust von Dünkirchen eben so wenig, als die übrigen Proben seiner Abhängigkeit, von dem Interesse des Französischen Monarchen verzeihen. Mit Unwillen sahen sie ihn sich zu einem Söldner Ludwig's XIV. herabwürdigen, und durch seine willfährige Unterstützung, die Französische Seemacht den höchsten Gipfel ihrer Furchtbarkeit erreichen. Jakob's II. finsterer, mit dem unbiegsamsten Eigenwillen gepaarter Religionseifer, der es ihm zur Gewissenspflicht machte, sich die Bekehrung und Unterjochung seines Volks durch fremden Schutz zu erleichtern, schien den Einfluß Frankreichs auf Englands innere und auswärtige Staatsverhältnisse zu verewigen. Selbst die grosse Revolution, die Jakob's II. Eidam, den Prinzen Wilhelm III. von Oranien, auf den Brittischen Thron erhob, war nicht vermögend, diesen Einfluß, wenigstens in seinen mittelbaren Folgen, ganz zu vernichten. Noch über ein halbes Jahrhundert hindurch äusserte er seine Wirksamkeit in einer langen Kette innerlicher Unruhen und Empörungen, der von Frankreich unterstützten Englischen und Schottischen Jakobiten, und in der Brittischen Nationalschuld, der be-

dingt nothwendigen Folge jener oft wiederholten Krie-
ge, die Großbritannien zur Behauptung seiner Selbst-
ständigkeit führen mußte, oder doch führen zu müs-
sen glaubte, breitet er diese Wirksamkeit noch jenseit
der Grenzen des achtzehnten Jahrhunderts aus. War
es nicht Wilhelm III., dessen furchtsamer Ehrgeiz
sich von dem Französischen Cabinet, in wiederholten
Theilungsverträgen über die Spanische Monarchie,
überlisten liefs, und dann, aufgebracht über die Fol-
gen dieser Ueberlistung, alle grofsen Staatsverhältnisse
und Unterhandlungen, alle Kriege und Staatsverträge,
die mit den Utrechter Friedensschlüssen in Beziehung
stehen, herbeiführte? Wurde nicht der Nordamerika-
nische Freiheitskrieg, durch Großbritanniens Versuche,
sich den Druck seiner Nationalschuld minder empfind-
lich zu machen, entzündet? Versammelte nicht dieser
Krieg Millionen Anbeter um die Altäre wahrer der
Menschheit würdiger, und um das Idol eingebildeter
Freiheit? Ist est nicht das Werk jener so ungeheuer
angehäuften Schuldenlast, wenn der stolze Britte sei-
nen monopolistischen Geist für den Triumph der Han-
delspolitik, und sich für berechtigt hält, zur Erhaltung
des erkünstelten Credits seines, nur durch diesen Cre-
dit bestehenden Vaterlandes, den Handel aller übrigen
Völker des Erdbodens zu verschlingen, und sich einer
allgemeinen Meeresherrschaft anzumaafsen?

Im Norden von Europa herrschte zu Anfange des
siebzehnten Jahrhunderts eine allgemeine Gährung.
Rußland war der Schauplatz vieljähriger Unruhen und
blutiger Auftritte, die mit der Erscheinung der fal-

schen Demetrier zusammenhängen. Schweden suchte diese Zerrüttungen zur Erweiterung seiner Grenzen zu benutzen, und sah sich, während der Verfolgung dieser Vergrößerungsabsichten, und eines nur durch einen Waffenstillstand unterbrochenen Krieges mit dem König Siegmund III. von Polen, der auf die Schwedische Krone scheinbare Ansprüche machte, in eine neue Fehde mit dem König Christian IV. von Dänemark, verwickelt. König Gustav Adolf von Schweden, der diesen dreifachen Krieg von seinem Vater, Karl IX., geerbt hatte, war so glücklich, unter Großbritannischer Vermittelung, den Frieden mit Dänemark ohne Verlust, und mit Rußland, mit beträchtlichem Gewinn, so, daß dieser Staat von den Küsten der Ostsee ganz ausgeschlossen wurde, herzustellen. Durch die Erwägung dieser Vortheile, die er, wenigstens zum Theil, der freundschaftlichen Dazwischenkunft einer fremden Macht verdankte, wurde er zur möglichsten Erweiterung und Vervielfältigung seiner auswärtigen Staatsverhältnisse geneigt, und unterlag der Verführung, sich einer thätig scheinenden im Grunde aber wirklich leidenden Politik hinzugeben. In einer solchen Stimmung fand ihn Richelieu, als er die Vermittelung der Krone Frankreich zur Beilegung der Händel mit Polen annahm; und der sechsjährige Warschauer Waffenstillstand, der ihm die nöthige Muße zur Einmischung in den Deutschen dreißigjährigen Krieg verschaffte, war die Frucht dieser Vermittelung. Wäre Gustav Adolf einer gemäßigten und selbstständigen Politik fähig gewesen: so würde er Bedenken getragen haben, sich auf die

Gefahr, nach sechs Jahren die Last eines doppelten Krieges tragen, oder nur von der eigennützigen Hülfe einer fremden Macht seine Rettung erwarten zu müssen, in dasselbe Glücksspiel einzulassen, aus welchem der kriegerische König Christian IV. von Dänemark, sich erst vor kurzem nach manchem Misgeschick nur mühsam losgewickelt hatte. Er war zu hellsehend, um die Beendigung des Deutschen Krieges, zu dessen Fortsetzung dem Kaiser Ferdinand II., ausser den reichen Hilfsquellen seiner Erbländer und der Spanischen Monarchie, die Waffen der katholischen Reichsstände, und die durch den Einfluss des Römischen Stuhls zu benutzenden Kirchenschätze zu Gebot standen, in der verhältnissmässig kurzen Frist von sechs Jahren zu hoffen; er kannte die Streitkräfte seines Reichs zu gut, um sich einer doppelten Fehde mit dem mächtigen Hause Oesterreich und mit Polen gewachsen zu glauben. Nur das Uebergewicht der Ruhmsucht, oder einer, wo nicht zwecklosen, doch gewiss ein unbestimmtes Ziel verfolgenden Vergrößerungsbegierde, war vermögend, ihn von der wohlthätigen Beschäftigung mit innern Staatsverbesserungen, die er in seinen frühern Regierungsjahren so glücklich begonnen hatte, auf die verführerische Laufbahn des Eroberers abzurufen. Gustav Adolf war also unstreitig ein grosser Mann, aber es fehlte ihm an jener ächten Fürstengrösse, die in der gewissenhaften Erfüllung der wesentlichen Regentenpflichten, in der Gleichgültigkeit gegen eiteln Glanz sichtbar, und nur in der Schule des Unglücks erworben wird; die wir in gleichem Grade bewunderns- und liebenswürdig finden, und die uns

dem Französischen Heinrich IV., und dem Brandenburgischen Friedrich Wilhelm, die ersten Plätze unter den großen Männern ihres Jahrhunderts zuzuerkennen gebietet.

Glänzend war also wohl die Rolle, die Schweden seit Gustav Adolfs Landung an der Küste von Pommern, und seit dem zu Beerwalde mit Frankreich geschlossenen Bündniß spielte, aber, bei allem ihrem Schimmer, dem Französischen Interesse und Einfluß untergeordnet. Des Herzogs Bernhard von Weimar Feldherrntalente würden nach der Schwedischen Niederlage bei Nördlingen unthätig geblieben seyn, wenn nicht Oxenstierna's Politik sich aus ihrem hohen Fluge zur Abhängigkeit von Richelieu's Staatsabsichten herabzustimmen gewußt hätte, um den Schweden den gehofften Preis ihrer frühern in Deutschland erkämpften Siege, und durch den Stumsdorfer Waffenstillstand, der einem neuen Bruch mit Polen vorbeugte, den Besitz des eroberten Lieflands zu sichern. Neue, von dem Herzog Bernhard, von Banner und Torstenson, erfochtene rühmliche Siege, schienen zwar jene Abhängigkeit in eben dem Verhältniß zu vermindern, in welchem sie den Ruf der Schwedischen Waffen erhöhten. Sie reizten aber zugleich Frankreich zur Eifersucht gegen einen zu mächtig und zu glücklich gewordenen Bundesgenossen, der seinem noch vor kurzem unentbehrlichen Freunde ganz natürlich in eben dem Verhältniß desto verdächtiger zu werden anfang, in welchem dieser ihm gleichgültiger und entbehrlicher wurde. Nach allen Grundsätzen der Staatsklugheit

forderte diese Eifersucht von Schwedens Seite eine vorsichtige, zu einer gewissen Abhängigkeit führende Schonung, um so mehr, da der glorreiche, unter Frankreichs Vermittelung, zu Brömsebroo mit Dänemark zu Stande gekommene Friede, der Königin Christine, die jetzt erst den Krieg in Deutschland mit verdoppelten Anstrengungen fortsetzen konnte, neue Pflichten der Dankbarkeit gegen den Vermittler auflegte. Vielleicht wäre unter diesen Umständen, und da die stolze Christine zu nichts weniger, als diese Dankbarkeit thätig zu beweisen, geneigt schien, die Schwedisch - Französische Freundschaft bei Gelegenheit der Westphälischen Friedenshandlungen in Feindschaft übergegangen, wenn nicht der verschlagene Salvius, bei der Spannung, die zwischen ihm und dem Reichskanzler Oxenstierna herrschte, seine Gewandheit benutzt hätte, um manchen Absichten dieses großen Staatsmanns entgegen zu wirken. Hierzu war ihm das Zutrauen der protestantischen Reichsstände, und besonders des staatsklugen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg unentbehrlich, und er fand es daher für gut, den Schwedischen Forderungen einen solchen Anstrich von Mäßigung und Uneigennützigkeit zu geben, daß sie den Beifall des evangelischen Deutschlands, und, mit diesem zugleich, für das eifersüchtige Frankreich, den Schein eines gemeinschaftlichen Interesse erhalten mußten.

Nach Christinens Abdankung versuchte es ihr kriegerischer Thronfolger, Karl Gustav, unabhängig von dem Einfluß und der Mitwirkung Frankreichs,

weitaussehende Vergrößerungsentwürfe zu verfolgen. Der ruhmwürdige König Wladislaw IV. von Polen, dem es weder an Muth noch an Klugheit fehlte, um bei einer längern Regierung den Glanz des Polnischen Throns wieder herzustellen, und den sechs und zwanzigjährigen Stumsdorfer Waffenstillstand zum Nachtheil Schwedens, auf den Fall eines künftigen neuen Bruchs, zu benutzen, war todt; sein Bruder und Nachfolger Johann Casimir, ein Fürst ohne Selbstständigkeit und ohne Sinn für wahre Regentenwürde, stand unter der Jesuiten und fremder Höfe Einfluß. Der unternehmende Zaar Alexei Michailowitsch, der erste unter Rußlands Beherrschern, der auf die Idee gerieth, mit dem Brandenburgisch-Preussischen Hause, eine, beiden Theilen vortheilhafte Freundschaft anzuknüpfen, hatte die der Polnischen Hoheit überdrüssigen Kosaken in seinen Schutz genommen, und die Waffen wider Polen mit so glücklichem Erfolg ergriffen, daß eine Eroberung schnell auf die andere folgte. Ein so günstiger Zeitpunkt war für den Helldengeist Karl Gustavs zu einladend, als daß er denselben unbenutzt hätte verstreichen lassen können. Plötzlich brach er in Polens Grenzen ein, nöthigte den des größten Theils seines Reichs beraubten König Johann Casimir, nach Schlesien zu fliehen, verstärkte sich durch ein Bündniß mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und behauptete mit dessen Hülfe, als der königliche Flüchtling vom Glück wieder begünstigt zu werden schien, aufs neue das entschiedenste Uebergewicht. Er konnte jedoch die erfochtenen Vorthelle nicht lange behau-

pten, weil Alexei Michailowitsch, eifersüchtig auf die seinen eignen Eroberungsplan einschränkenden Fortschritte der Schwedischen Waffen, Dänemark und das Haus Oesterreich aus altem Hafs, Kur-Brandenburg, durch den Drang der Umstände genöthigt, und die vereinigten Niederländer, aus Furcht, bei der Verwirklichung seiner kühnen Vergrößerungsanschlüge, alle Vortheile des Balthischen Handels zu verlieren, ihn mit überlegenen Streitkräften zu bekriegen anfangen. Er starb mitten im Getümmel dieses vielfachen Krieges, ohne von seiner Unbiegsamkeit nachgelassen, und billigen Vergleichsvorschlägen Gehör gegeben zu haben. Kaum aber saß sein unmündiger Nachfolger Karl XI. auf dem Throne: so erkannte auch die Schwedische Regierung die Nothwendigkeit, sich um der Herstellung des Friedens willen, aufs neue in Frankreichs Arme zu werfen. Unter Französischer Vermittelung kam zu Oliva der für Schweden vortheilhafte und ehrenvolle Friede zu Stande, der allen Polnischen Ansprüchen auf Liefland und auf die Schwedische Krone selbst ein Ende machte. Der Kaiser und Kur-Brandenburg wurden in diesen Frieden eingeschlossen, den die Gewährleistung der Krone Frankreich befestigte, und dem bald nachher die Aussöhnungsverträge mit Dänemark, mit den Vereinigten Niederlanden, und mit Rußland folgten.

Die durch Frankreichs Dazwischenkunft bei dem Olivischen Frieden wieder hergestellte Schwedisch-Französische Staatsfreundschaft, wurde zwar durch das von Schweden mit Großbritannien und den Verei-

nigten Niederlanden, zur Hintertreibung der Eroberungsabsichten Ludwigs XIV. auf die Spanischen Niederlande, im Haag geschlossene Bündniß unterbrochen, bald aber enger als jemals wieder angeknüpft, nachdem es den listvollen Unterhandlungen des beleidigten und rachgierigen Eroberers gelungen war, dieses Bündniß zu trennen, und das Schwedische Kabinet zur künftigen Hülffleistung wider alle Kurfürsten und andere Deutsche Reichsstände, die sich der anzugreifenden Holländer annehmen möchten, zu bewegen. Der unglückliche Fortgang des Krieges, den Schweden, vermöge des erneuerten Bundes, mit Kur-Brandenburg anfang, und der zugleich einen Bruch mit Dänemark nach sich zog, machte dem Schwedischen Hofe die Französische Freundschaft noch unentbehrlicher. Nur dieser mächtigen Freundschaft verdankte Karl XI. die Friedensschlüsse zu St. Germain en Laye, zu Fontainebleau und zu Lunden, die ihm alle im Lauf des Krieges wider Dänemark, und den größten Theil der wider Kur-Brandenburg verlorenen Besitzungen wieder verschafften. Seit diesen Friedensverträgen neigte sich auch Dänemark auf Französische Seite, in der verführerischen Voraussetzung und Ueberzeugung, daß grofse und glänzende Entwürfe nur unter dem Schutz, und gleichsam unter der politischen Vormundschaft der Krone Frankreich, gedeihen könnten. Erst gegen das Ende der Regierung Karls XI., als dieser König, dem die glücklich durchgesetzte Erwerbung der unumschränkten Gewalt, eine höhere Meinung von sich selbst und von seiner Macht eingeflößt hatte, seine bisherige Anhänglichkeit an Frankreich in Kälte über-

gehen liefs, wagte es der Dänische Hof, im Vertrauen auf die günstig scheinenden Zeitumstände, seine alten Streitigkeiten mit dem von Schweden beschützten Hause Holstein-Gottorp, über die Schleswigsche Souveränität zu erneuern, und führte zuletzt, durch alle diese Bewegungen, den Ausbruch des Nordischen Krieges herbei.

Auch die Deutsche Linie des Hauses Oesterreich mußte, in Rücksicht des Erfolgs ihrer Staatsabsichten und Unternehmungen, das Uebergewicht der Französischen Politik im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts mehr als einmal empfinden. Die Fürsten dieses Hauses, die seit des gutmüthigen Maximilian's II. Tode, den Deutschen Reichsthron besaßen, kannten und befolgten im allgemeinen nur zwei Haupttriebfedern ihres Staatsinteresse, den ihrem Fürstenstamme eignen Familienstolz, und mißverstandene Religiosität. Jener gab sie allen Verführungen der Selbstsucht und der Schmeichelei preis; diese unterwarf sie dem Einfluß der Geistlichkeit und besonders der Jesuiten. Nie fiel es ihnen ein, sich auf ihren Thronen als Volkshäupter, und im Beruf zur Erfüllung heiliger Fürstenpflichten zu denken; immer nur dachten sie sich als Oesterreichische Prinzen, oder als römisch-katholische Christen. Weder Kaiser Matthias, der sich schon als Jüngling durch jene zwecklose Herrschbegierde auszeichnete, die immer beschäftigt seyn will, ohne sich selbst beschäftigen zu können, noch sein Minister, der Cardinal Clesel, waren boshafte und hartherzige Despoten; aber sie bemitleideten beide

die nicht-katholische Menschheit; aus dem Mitleid gegen die nicht zu gewinnenden Ketzler, wurde Verachtung, und die wiederholten Proben dieser Verachtung entzündeten, durch den Ausbruch der Böhmiſchen Unruhen, die Flamme des dreißigjährigen Krieges.

Heinrich Matthäus Graf von Thurn, ein kühner, trotziger und mit Enthusiasmus für die protestantische Religion eingenommener Mann, der es dem kaiserlichen Hofe nicht verzeihen konnte, daß man ihm das Böhmiſche Burggrafenamt entzogen hatte, dachte auf Rache. Sein eigner Religionseifer, und das immer lauter werdende Mißvergnügen seiner Böhmiſchen Glaubensverwandten, ließ ihn nicht lange in der Ungewißheit über die Mittel zur Ausführung dieser Rache. Als Häuptling der zahlreichen Mißvergnügten, machte er einen glücklichen Anfang, dem Hause Oesterreich die Böhmiſche Krone zu entreißen, um sie einem protestantischen Fürsten aufzusetzen, und da Matthias in dem ersten Ausbruch der Unruhen starb: so spielte er den Krieg bis vor die Thore von Wien, um den Nachfolger des Verstorbenen, Ferdinand II. zu verdrängen, ehe er sich auf seinem Throne befestigen könnte.

Siegreich würde der unternehmende Thurn in die Thore von Wien eingezogen seyn, wenn nicht ein anderer, bisher noch unbekannt gebliebener Mann, dem Schicksal Ferdinands II. eine günstigere Wendung gegeben hätte. Dieser Mann war der berühmte Albrecht von Waldstein, nachmaliger Herzog

von Friedland, einer von jenen Köpfen, die, ohne eben aus eignem Antrieb, große und weitaussehende Entwürfe bilden zu können, nur eines kleinen Anlasses bedürfen, um ihr gewecktes Selbstgefühl von Stufe zu Stufe bis zur grenzenlosesten Vergrößerungsbegierde sich erheben zu lassen. Wallenstein entschied an der Spitze seiner Reiter in dem Treffen bei Budweis, welches der kaiserliche Feldherr Buquoy dem Grafen Ernst von Mansfeld lieferte, den Sieg für Oesterreich. Thurn mußte zur Verstärkung des geschlagenen Heers nach den Böhmischen Grenzen zurückeilen, und den entscheidenden Folgen dieses Sieges allein verdankte Ferdinand II. seine Rettung aus der mißlichsten Lage, die ihm den nahen Verlust seiner Kronen drohte. Die Schwärmerei des Geretteten ließ ihn in dem Helden von Budweis das Werkzeug einer höhern, zur Beschirmung der allein seligmachenden Kirche wirksamen Macht, und zugleich die sicherste Stütze seines Throns erkennen. Mehr aus Selbstsucht und aus Fanatismus, als aus wahrer Dankbarkeit, erhob Ferdinand den gepriesenen Wallenstein schnell von einer Ehrenstufe zur andern, und nur geistliche Ränke konnten ihn dahin bringen, daß er eben den Mann fallen ließ, den er einst als den Liebling des Himmels verehrt, und dessen unersättlichen Ehrgeiz er selbst durch so viele Opfer gereizt und genährt hatte.

Wenn Ferdinand II. seine erste Rettung, in dem Augenblick der dringendsten Gefahr, der Tapferkeit Wallensteins verdankte: so diente ihm das politische System des Französischen Hofes, während Mariens

von Medici Staatsverwaltung, sich das Uebergewicht über den von den Böhmen zum Gegenkönig aufgestellten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu verschaffen. Französische, von Triebfedern des Religionseifers, und nach zwecklosem Einfluß trachtender Eitelkeit, geleitete Unterhandlungen, entzogen dem leichtsinnigen Friedrich V., die mit Zuverlässigkeit erwartete Hülfe der protestantischen deutschen Union, und setzten die katholische Lige in den Stand, ihre ganze Macht zu des Kaisers Vortheil wirken zu lassen. Erst seitdem Richelieu unter Ludwig's XIII. Namen regierte, wurde die Stimmung Frankreichs gegen den Wiener Hof, zu Ferdinand's Nachtheil verändert, und die Folgen der Französischen Kriegserklärung wider Oesterreich waren es hauptsächlich, die ihm die gehofften Früchte des bei Nördlingen erkämpften Sieges entrissen. Weder er selbst noch sein Sohn und Thronfolger, Ferdinand II., durften es sich, so lange der Krieg in Deutschland fort dauerte, einfallen lassen, die Freiheiten der Ungarn, die zu dem Geiste der Oesterreichischen Regierung nicht paßten, zu unterdrücken, so sehr auch die wohlgelungene Vernichtung der Böhmischen Privilegien zu dergleichen Versuchen einladen mochte. Gegen die Deutschen Reichsstände mußte das Haus Oesterreich, seit dem Westphälischen Frieden, Grundsätze der Mäßigung und Vorsichtsmaafsregeln beobachten, an die es sich nur mit vieler Mühe gewöhnen konnte, und noch später gewöhnt haben würde, wenn nicht selbst der mächtigste unter den katholischen Reichsmagnaten, der Kurfürst von Baiern, es für gut

gefunden hätte, sich mehr auf Frankreichs, als des Kaiserhofes Seite zu neigen. Ueberall, wohin das Haus Oesterreich seine Herrschergewalt unmittelbarer oder mittelbarer Weise ausbreitete, finden wir daher bis in die Zeiten der Nimweger Friedensschlüsse, den Despotismus entweder verkappt, oder im ziemlich gleichen Kampfe mit dem durch die Noth geweckten Freiheitssinne gedrückter oder verachteter Völker.

Erst nach jenen nur für Frankreich vortheilhaften Friedensschlüssen, deren Unterhandlungen und Folgen in Beziehung auf den Kaiser Leopold I., uns einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der politischen Wirkungen des bösen Gewissens liefern, brachte Ludwig XIV, durch die allzuwillkührliche Aeussierung seiner unersättlichen Ländersucht, den größten Theil der Deutschen Reichsstände wider sich auf, und gab ihnen Anlaß, ihre eigene und des gemeinschaftlichen Vaterlandes, Sicherheit und Rettung in freundschaftlichen Verbindungen mit dem Wiener Hofe zu suchen. Leopold I. überliefs sich der Freude über den Triumph, den diese günstige Stimmung der Reichsmagnaten seiner Politik zu bereiten schien, weit mehr, als dem gerechten Kummer über den vielfachen Verlust, den Ludwig's XIV. berüchtigte Reunionsabsichten dem Deutschen Reich bereits zugezogen hatten, und noch weiter zu verursachen drohten. Die Ungarn, durch frühere Erfahrungen von der Unmöglichkeit überzeugt, ihre Landesverfassung gegen die, von kräftigen Zwangsmitteln unterstützten Regierungsmaximen des Hauses Oesterreich zu behaupten, konnten jetzt, da die ver-

änderten Umstände den Kaiser, in der Erwartung Deutscher Hülfe, das Gewicht seiner Macht doppelt fühlen ließen, weniger als jemals, Schonung ihrer politischen und Religionsfreiheiten hoffen. Sie entschlossen sich, der befürchteten Unterdrückung zuvorzukommen, wählten einen kühnen und eifrigen Patrioten, den Grafen Emmerich Tökeli, zu ihrem Anführer, und ließen es geschehen, daß fremde Mächte sich in ihre Angelegenheiten mischten, da ihr neuer Häuptling von Frankreich mit Gelde unterstützt wird, und von der Pforte das Versprechen gewaffneten Beistandes erhält.

Schon längst war die glänzende Periode der Osmanischen Macht vorüber, als Muhammed IV. den Versuch wagte, durch die Unterstützung der mißvergnügten Ungarn, das Gefühl der überhandnehmenden Schwäche seines Staats vor sich selbst zu verleugnen. Der furchtbare Persische Schach Abbas I. der Grofse, dessen roher Heldengeist überall Widerstand suchte, um ihn bekämpfen und überwinden zu können, der die kriegerischen Kurden und die Usbekischen Tartarn sich unterwarf, und den Portugiesen durch die Eroberung von Ormus, die letzte Stütze der noch übrigen Reste ihrer Ostindischen Handelsmacht entriß, hatte bereits in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts auch die Osmanen mit überwiegendem Glück bekriegt. Durch seine Eroberungen in Armenien, und durch wiederholte Niederlagen der ihm entgegengesetzten Türkischen Heere, war die Pforte genöthigt worden, ihre Aufmerksamkeit größtentheils auf die Seite des Orients zu lenken, und ihre Streitkräfte der-

gestalt zu theilen, dafs sie gegen die Christlichen Mächte nichts von Bedeutung unternehmen und ausrichten konnte. Nur mit Mühe gelang es dem Sultan Osman II., der verkehrten, von dem König Siegmund III. von Polen, ergriffenen Maafsregeln ungeachtet, die Hoheit über die Moldau und Walachei, wider die Polnischen Ansprüche zu behaupten. Die tapfere Gegenwehr der Venetianer und die Ueberlegenheit ihrer Flotten, machte den Osmanen vier und zwanzig Jahre lang die Eroberung der Insel Candia streitig. Auch Rußland war, seit der Regierung des Zaar Alexei Michailowitsch, den Türkischen Waffen überlegen, und jetzt benutzte die in Iwan's II. und Peter's I. Namen regierende Prinzessin Sophia, die günstige Gelegenheit, durch ein Bündniß mit dem von dem Sultan Muhammed IV., in Ungarn angegriffenen Kaiser Leopold I., der sich zugleich auch mit Polen und Venedig wider den gemeinschaftlichen Feind vereinigt hatte, den Russischen Grenzen im Süden mehr Ausdehnung, oder doch mehr Sicherheit zu verschaffen.

Theils der glückliche Fortgang des, unter der Mitwirkung so vieler Bundesgenossen und einer ansehnlichen Reichshülfe, unter steten Eroberungen fortgesetzten Türkenkrieges; theils die mitten im Getümmel des Krieges wohlgelungene Unterdrückung des Wahlrechts und einiger andern Freiheiten der Ungrischen Stände; theils endlich die, aller Französischen Gegenbemühungen, und eines blutigen, von dieser Krone bis zu den Ryswiker Verträgen, mit äusser-

ster Anstrengung geführten Krieges ungeachtet, in dem Carlowitzer Frieden zum Preise vieljähriger Siege, nur mit wenigen Ausnahmen, errungene Wiederherstellung der alten Grenzen des Königreichs Ungarn, gab dem Oesterreichischen Familienstolz einen so hohen Schwung, wie er ihn kaum in Karl's V. glänzendster Periode genommen hatte. Daher die verächtliche Gleichgültigkeit Leopold's I. bei der selbstverschuldeten Erneuerung der Kälte und heimlichen Feindschaft des Baierischen Hofes, und bei den sich äussernden Keimen und Vorspielen neuer Unruhen in Ungarn. Daher die scheinbare Sorglosigkeit, die er in Rücksicht des im Voraus zu bestimmenden Schicksals der, auf den Todesfall des unbeerbten Königs Karl's II, ihrer Erledigung nahen Spanischen Monarchie zeigte. Im Vertrauen auf die, nach seiner Meinung, jetzt fester als jemals begründete Grösse, und auf das unter dem unmittelbaren Einfluß einer höhern Macht stehende Glück seines Hauses, glaubte er sich stark genug, um im entscheidenden Augenblick, ohne weitläufige Vorbereitung, die zweckmässigsten und kraftvollsten Entschlüsse zu fassen und auszuführen. Dieses Selbstvertrauen hatte die wichtigsten Folgen; denn es bestimmte nicht nur die allgemeine Form der Europäischen Staatsverhältnisse, bei dem ersten Ausbruch der Spanischen Erbfolgehändel, sondern führte auch, mit der weitem Entwicklung und Umbildung dieser Verhältnisse, die Hauptkette der grösstentheils von denselben abhängenden und das Ganze umfassenden Staatsveränderungen des achtzehnten Jahrhunderts herbei.

Nehmen wir alle diese von den handelnden Hauptpersonen des siebzehnten Jahrhunderts aufgestellten Thatsachen zusammen: so werden uns gewiss einige allgemeine Resultate, auf die sie uns führen, einleuchten. Die praktische Staatsklugheit bewiefs sich ungleich mehr in den auswärtigen, als in den innern Angelegenheiten wirksam, weil sie immer nur, nach wahren oder eingebildeten Genüssen ringend, die Früchte ihres Fleisses dort früher als hier reifen, und ihre kühnen Anstrengungen, durch die erzwungene oder erkünstelte Abhängigkeit fremder Staaten, mehr, als durch die stillen Segenswünsche beglückter Bürger, verherrlicht sah. In der Regel schränkte sich das innere Staatsinteresse nur auf zwei Lieblingsgegenstände der Regierungen ein. Die Vermehrung und Erweiterung der Hülfquellen, die zur glücklichen Vervielfältigung der auswärtigen Staatsverhältnisse geöffnet werden mußten, und die Trennung der einzelnen Bürger von der ganzen Masse des Volks, wodurch der Regierung zum willkührlichen Gebrauch jener Hülfquellen sowohl als der Staatskräfte überhaupt der Weg gebahnt wurde, waren diese beiden Gegenstände. Ueberall, wo nicht die Natur, durch die freigebige Ausspendung ihrer reichsten Gaben, der menschlichen Trägheit zur Hülfe kam, gewann daher die Finanz- und Handelsklugheit eine vortheilhaft veränderte Gestalt, die manche schlummernde Kraft zu wecken, und neue Zweige nützlicher Thätigkeit hervorzurufen versprach. Die bekannte Englische Schifffahrtsakte bezeichnet gewissermaassen die Epoche, in welcher die Politik in der Vervielfältigung einträglicher Beschäftigungen der

Bürger das sicherste Mittel zur möglichsten Erhöhung der Staatskräfte zu suchen begann. Seit der Erscheinung dieser Akte sah man Kunstfleiß und Betrieb- samkeit in nützlichen Gewerben, Schiffbau und See- handel, Erfindungs- und Ordnungsgeist sich immer weiter ausbreiten. Die handelnden Völker lernten sich von der zweckwidrigen Behandlung ihrer Ne- benländer in den fremden Erdtheilen überzeugen, und nahmen nach und nach ein neues Colonisations- system an, durch dessen Einführung jene entfernten Besitzungen in eine nähere und vortheilhaftere Ver- bindung mit dem Mutterlande gebracht wurden. Im Grunde kamen aber alle diese scheinbaren Fortschritte des menschlichen Unternehmungsgeistes nur den we- nigen zu Statten, die entweder durch die Ueberlegen- heit ihrer Macht, oder durch schmeichlerische Künste den menschlichen Neigungen gebieten konnten. Bei der, unter diesen Umständen, nothwendig vervielfältig- ten Abhängigkeit des Willens von äusserlichen Be- stimmungsgründen, bei dem steigenden Wetteifer, eingebil- dete Bedürfnisse vorzuspiegeln und zu befrie- digen, mußte die Menschheit vielmehr verlieren als gewinnen. Neue Widersprüche des Menschen mit sich selbst, neue Verwirrungen waren unvermeidlich. Man hatte sich im Ganzen schon mit zu mannichfaltigen Erfahrungen bereichert; einige denkende Köpfe des sechszehnten und des siebzehnten Jahrhunderts hatten schon zu freimüthig, wenn gleich nicht immer richtig, über die Grenzen und über die Mißbräuche der ober- sten Gewalt geurtheilt, als daß man nicht, wenigstens in einzelnen Augenblicken, den großen Abstand der

Einrichtungen und des Gangs des bürgerlichen und überhaupt des gesellschaftlichen Lebens von der Bestimmung der Menschheit im dunkeln Gefühl hätte ahnen sollen. Die Unzufriedenheit der Völker mit ihrem Loose, die eine natürliche Folge dieses Gefühls war, forderte Ersatz für den Verlust mannichfaltiger, in einer wünschenswürdigern Lage als möglich vorausgesetzter Genüsse; und unwillkürlich brütete der menschliche Geist über der Lösung des großen Problems der Möglichkeit und der wirklichen Leistung jenes Ersatzes.

Zahllose Hindernisse standen der glücklichen Lösung dieses Problems im Wege. Leichtsinn, drückende Nahrungssorgen, Vorurtheile der Erziehung, des Beispiels, und des Ansehens, vor allen andern aber die geheimen, selbst von dem geübten Scharfblick der aufgeklärtesten Staatsmänner übersehenen Gebrechen der gesellschaftlichen Verfassung, und gewisse, durch die Veränderungen des siebzehnten Jahrhunderts, entwickelte Eigenthümlichkeiten in dem Geiste und Charakter einiger Völker, schienen sich verschworen zu haben, um das von den Erfahrungen der Vorzeit zu einer bessern Zukunft berufene Menschengeschlecht an sich selbst, und an seinen Fortschritten zur Veredlung irre zu machen. Ich begnüge mich, nur von den beiden letzten Hindernissen ein paar Worte zu sagen. Jene unselige Furcht, die das erste Band zwischen den Fürsten und ihren Völkerschaften geknüpft hatte, zeigte sich, als die ursprüngliche Gestalt der Staaten schon längst vergessen war, in den meisten

Einrichtungen und Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaften noch immer wirksam. Noch immer blieben fast alle Zweige der gesellschaftlichen Verfassung nach den Triebfedern und nach dem Maafsstabe jener Furcht gemodelt, und die verschiedenen, durch eine Art magischer Scheidewände von einander getrennten Klassen der Staatsbürger, blieben daher jenes wechselseitigen, auf wahre Achtung gegründeten Zutrauens unfähig, welches nothwendig vorausgehen mufs, wenn ein wohlthätiger Gemeingeist den Grad von Gleichförmigkeit in die Handlungen und Handlungsweise der Menschen bringen soll, der die einzige sichere Gewährleistung des gemeinschaftlichen Genusses der Früchte gemeinschaftlich errungener Lebenserfahrungen einschliesst. Der Bürger blieb seinem Mitbürger fremd, weil die ganze Staatsorganisation nur fürchten, nicht lieben lehrte. Die edelsten aus dem Volke drängten sich an den Thron, um den Glanz der Majestät mit dem Fürsten zu theilen; die reichen Bürger berechneten den Grad ihrer Wichtigkeit nach dem Maafsstabe ihres Reichthums; alle übrige Volksklassen mufsten sich entweder geduldig zu Werkzeugen der Selbstsucht hingeben, oder, um sich mitten im Staat zu isoliren, nach einer zweideutigen Selbstständigkeit ringen, zu der sie sich nicht emporarbeiten konnten, ohne die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zu zerreißen.

Bei einzelnen Völkern treffen wir noch auf einige in den eigenthümlichen Modifikationen ihrer Denkart liegende Gründe, warum sie das nicht wurden und werden konnten, was sie nach den Resultaten der

der vorhergegangenen Veränderungen und nach dem Geiste der Zeit hätten werden sollen. Die Deutschen verloren, unter den Erschütterungen und durch die Folgen des dreissigjährigen Krieges, die letzten Reste ihrer Volkseinheit, und der eine solche Einheit voraussetzenden National-Individualität. Nicht nur die Verschiedenheit der Religionsbegriffe, die Deutschlands Einwohner schon seit der Reformation in zwei Partheien getheilt hatte, sondern auch jene verführerische Politik, die sich, unter dem Schutz fremder Mächte, bald dem Reichsoberhaupte, bald andern Mitständen, entweder furchtbar oder doch wichtig zu machen suchte, trennte das Interesse der einzelnen Reichsmagnaten, und ihre Gesinnungen theilten sich nothwendig ihren Unterthanen mit. Kein Deutscher, nur die Bürger der unmittelbaren Reichsstädte, und die Unterthanen der schwächern Stände, die den kaiserlichen Hof für den Gewährleister und Beschützer ihres politischen Daseyns erkannten, ausgenommen, dachte sich in einer Verbindung mit dem gemeinschaftlichen Oberhaupte des Reichs, oder mit dem Ganzen des Deutschen Staatskörpers. Niemand fühlte sich wichtig als das Mitglied einer grossen Nation, weil keiner sich anders, als den kraftlosen Schutzverwandten seiner Landesherrschaft fühlen konnte. Deutschland hörte auf, deutsch zu seyn, und nothwendig fiel der Deutsche Nationalgeist, wenn er sich zuweilen noch äussern wollte, ins kleinliche. Ein edles und kraftvolles Volk ging mit seiner Gesamtwirksamkeit für das Ganze verloren, und die Menschheit, von jeher dazu bestimmt, bei den thätigsten Anstren-

gungen vermeinter menschlicher Klugheit, mehr zu verlieren, als zu gewinnen, wurde auch jetzt das Opfer des politischen Nachahmungsgeistes, der nach dem unerreichbaren Muster grosser Mächte emporstrebte, und seit dem Westphälischen Frieden die Deutschen Höfe beherrschte.

Die Franzosen, die Engländer und die Schweden, hatten dies mit einander gemein, daß alle drei Völker sich im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts zu einem Grade des Selbstgefühls erhoben, den sie vorher noch nie gekannt hatten. Sie unterschieden sich nur durch die Verschiedenheit der Täuschungen, die bei jenem Selbstgefühl zum Grunde lagen. Die Franzosen hielten sich für das erste Volk des Erdbodens, weil ihre Könige seit Heinrichs IV. Triumph über seine innern Feinde, und seit Richelieu's Staatsverwaltung, die erste Rolle auf dem grossen Schauplatz der Politik gespielt, und weil andere Völker wetteifernd, Französische Sitten, Erfindungen und Moden, angenommen und nachgeahmt hatten. England war, mitten unter den Stürmen eines blutigen Bürgerkriegs und unaufhörlichen Partheienkampfs, mitten unter den Ermächtigungen des monarchischen und des republikanischen Despotismus, mitten unter den Verwirrungen, die bald politische, bald wieder religiöse Schwärmerei herbeiführte, durch ein ganz einfaches Mittel, durch die Einführung der Navigationsakte, die alle Nationalkräfte zum thätigen Handel aufbot und vereinigte, zu jenem Grade von Selbstständigkeit gelangt, der das Volk, welches denselben

errungen hat, andern Völkern in eben dem Verhältniß unentbehrlich macht, in welchem diese ihm entbehrlich werden. Seine Unentbehrlichkeit und zugleich seine innere Kraft fühlend, die ihn den Sieg über die ungünstigsten Umstände davon tragen, und fremde Völker ihm zu eben der Zeit entbehrlich werden liefs, als fremde Hülfe, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, ihm unentbehrlich zu seyn schien, gewöhnte sich der Britte, jeden Ausländer zu verachten, und das ganze Menschengeschlecht, so weit er es mit seinem Einflufs umfassen konnte, entweder für das leidende Werkzeug seines Stolzes und seines Eigennutzes, oder, wenn ein kraftvoller Widerstand sich seinen übermüthigen Anmaassungen entsetzte, für den Gegenstand seiner grenzenlosen Verfolgung und Rache anzunehmen.

Eine lange Reihe glänzender, von dem König Gustav Adolf und seinen Nachfolgern im Heerführeramt erfochtener Siege, hatte den Namen der Schweden zu einem gepriesenen Heldennamen, zugleich aber hatten die reichen Früchte dieser Siege die Schwedischen Krieger hartherzig, stolz und üppig gemacht. Die in ihre Heimath zurückkehrenden Sieger hatten die einfachen Sitten ihres Vaterlandes verlernt, und durch die Leichtigkeit, mit der sie im Getümmel des Krieges, auf Unkosten der friedlichen und zitternden Bürger des Auslandes, jede ihrer Launen befriedigen konnten, waren sie zur Verschwendung und zur Habsucht gewöhnt worden. Sie gaben dem Nationalgeiste ihrer Landsleute eine Richtung, die mit den Schwe-

dischen Staatskräften nicht übereinstimmte; sie verderben entweder die Sittlichkeit durch ihr verführerisches Beispiel, oder sie wurden, wenn man die thörichten Ausschweifungen ihrer Leidenschaften unnachgeahmt liefs, zu Gegenständen des schüchternen Mißtrauens, der Verachtung oder des Hasses ihrer tugendhaften Mitbürger. Unter diesen Umständen verlor das Schwedische Volk nach und nach die ganze Masse der liebens- und achtungswürdigen Eigenthümlichkeiten seines Charakters; weil es seine ursprüngliche einfache Handlungsweise nicht länger beibehalten, und den neuen anmaafsungsvollen Charakter, der sein unsicheres Daseyn dem vorüberausschenden Meteor eines schimmernden Kriegsglücks verdankte, nur so lange behaupten konnte, als das Vorurtheil der Unüberwindlichkeit der Schwedischen Waffen sich erhielt. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg entkräftete dieses Vorurtheil durch den glorreichen Sieg bei Fehrbellin, und durch die noch wichtigern Folgen desselben; und von nun an konnten die Schweden den Uebermuth, der ein Erzeugniß ihres vormaligen Kriegsglücks war, nur an sich selbst auslassen. Es entstanden unversöhnlich gegen einander erbitterte Partheien im Schoofse des Schwedischen Volks, und der ausgeartete Nationalcharakter bestrafte sich selbst, durch die im achtzehnten Jahrhundert aus jenem Partheienkampf entstandene Entkräftung eben des Staats, der eine Zeit lang dem ganzen Norden Gesetze vorgeschrieben hatte.

Jener tiefgewurzelte Nationalhafs; der schon in frühern Zeiten die Dänen wider die Schweden, und im südlichen Europa die Portugiesen und Castilianer wechselseitig belebt hatte, erhielt im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts einen neuen Zuwachs. Die beträchtlichen Opfer, mit welchen Dänemark die Friedensschlüsse zu Brönesebroo und zu Kopenhagen von seinem überlegnen Feinde erkaufen mußte, verstärkten den Hafs der gedemüthigten Dänen wider die siegreichen Schweden; und der Abfall der Portugiesen von der Spanischen Hoheit wurde für die stolzen Castilianer ein mächtiger Aufruf, die abgefallenen Unterdrückten, und für diese ein nicht minder wirksamer Antrieb, die überlegenen und gefürchteten Unterdrücker mit verdoppeltem Hafs zu verfolgen. Der Hafs macht den Menschen, der sich seinen Empfindungen überläßt, finster und hartherzig, in sich gekehrt, und unfähig zu den schuldlosen Freuden des wahren Lebensgenusses, den nur ruhige Heiterkeit uns gewähren kann. Auch der Nationalhafs bringt bei ganzen Völkerschaften ähnliche Wirkungen hervor; auch er läßt die Völker, die er beherrscht, in ihrer verstimmten Laune die heiligsten Pflichten der Menschheit verkennen, eben so wie einzelne dieser Leidenschaft sich hingebende Menschen, bei den meisten Handlungen, die von ihrer eignen Wahl abhängen, oft ohne es selbst zu wissen und zu wollen, nur der Stimme jenes Mißmuths, der sich immer zum Hafs gesellt, Gehör geben. Die Dänen, die Castilianer und die Portugiesen waren also für die gute Sache der Menschheit, verloren, weil ihr finstrer Charakter ihnen den fro-

hen Muth, die Gesinnungen des Wohlwollens raubte, die das gemeinschaftliche Streben nach dem groisen Zweck der Natur, nach der Veredlung des Ganzen voraussetzt. Was aber die Menschheit verlor, das gewann auf der andern Seite die Politik der Monarchen, die nur dem Nationalhafs ihrer Unterthanen, durch eine entfernte Aussicht auf die mögliche Demüthigung des gehafsten Volks, schmeicheln durften, um sich und ihre Anordnungen oder Neuerungen wider den Tadel und die Widersprüche der ungelehrigen Menge zu schützen. Höchst wahrscheinlich würde König Friedrich III. von Dänemark, bei der so glücklich durchgesetzten Verwandlung seiner eingeschränkten Regierungsgewalt in eine unumschränkte Erbmonarchie, von der Seite des herrschsüchtigen Adels weit grössere Hindernisse zu bekämpfen gefunden haben, wenn ihm nicht der Dänische Nationalhafs gegen die Schweden, der lieber einige gepriesene Freiheiten aufopfern, als einem gefürchteten Nachbar das Schauspiel innerer Unruhen in dem Herzen des ohnehin geschwächten Vaterlandes gönnen wollte, zur Hülfe gekommen wäre.

Noch weniger Fortschritte konnte der weltbürgerliche Gemeingeist, von dessen Verbreitung sich allein reiner Gewinn für die Menschheit erwarten läßt, unter den übrigen Europäischen Völkern machen. Die Polen waren, seit dem Tode des Königs Stephan Bathori, dessen großer Geist noch immer Heilmittel wider die mannichfach-verderblichen Folgen einer fehlerhaften Verfassung zu finden ge-

wufst hatte, dergestalt ausgeartet, dafs die Erinnerung an die schönen Zeiten der Siegmunde, ihr erstorbenes Ehrgefühl nicht mehr zu wecken vermochte. Die Nation bestand nur noch aus aristokratischen Despoten, die ihren höchsten Ruhm in der Uebung ihres Muthwillens an der Herabwürdigung des königlichen Ansehens suchten, und aus trägen Sklaven, die das Loos der Thiere beneideten, weil sie nicht, so wie diese, ihre thierischen Bedürfnisse befriedigen konnten ohne zu arbeiten. In Rußland bemerken wir dasselbe Mißverhältniß zwischen dem Adel und dem größern Theil des Volks, nur mit dem Unterschiede, dafs hier auch der Adel Sklave des Selbstherrschers, und es diesem also möglich war, vom Throne herab, durch Klugheit und Strenge, den Nationalgeist zu neuen Richtungen zu bestimmen. In Ungarn machte der unversöhnliche Haß, der die Slavischen und Deutschen Einwohner von den Nationalungarn trennte, der blinde Eifer und die Unduldsamkeit der verschiedenen Religionspartheien, das unheilbare Mißtrauen oder die sklavische Gefälligkeit gegen die Regierung, jeden Gedanken an Menschenwerth und an gemeinschaftliche Anstrengungen zur Erhöhung desselben unmöglich. Gegen das Ende des Jahrhunderts verschwand zugleich mit der Türkenfurcht, die durch den Carlowitzer Frieden verbannt wurde, auch der letzte Antrieb zu einem gemeinschaftlichen Interesse, der die verschiedenen Volksklassen Ungarns, durch die Beherzigung der gemeinschaftlichen Türkengefahr, bisher noch zuweilen vereinigt hatte.

Die Osmanen und alle übrige Mohammedanische Völker konnten nie für den Menschen als Menschen Achtung, nie für die wichtigste Angelegenheit des Menschengeschlechts Sinn haben, weil ihre ganze gesellschaftliche Cultur und Verfassung sich auf Religionsmeinungen gründete, und ihr Glaube ihnen die Ausbreitung dieser Meinungen zur Pflicht machte. Selbst das gebildete Italien lieferte, bei aller Verfeinerung des Geschmacks, der Sitten, und der Lebensklugheit, seiner mit selbstgefälliger Geringschätzung auf andere Völker herabblickenden Einwohner, keine wohlthätigen Beiträge zur Erhebung der Menschheit aus dem Zustande ihrer peinlichen Ungewissheit über die als möglich geahnete Verbesserung ihres Looses; weil der Italiener schon längst viel zu selbstsüchtig, und durch die guten Dienste, die seine schlaue Gewandtheit ihm leistete, an die glückliche Befriedigung aller Forderungen seiner Selbstsucht viel zu sehr gewöhnt war, um sich, bei allen Anstrengungen seiner Thätigkeit und Erfindungskraft, ein anderes und höheres Ziel, als sein eignes Ich denken und vorsetzen zu können.

Je länger wir diese Betrachtungen fortsetzen, desto fester und einleuchtender muß unsere Ueberzeugung von der verkannten Wahrheit werden, daß, wenigstens nach den Erfahrungen und Resultaten, die uns die Geschichte bis zum Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts darbietet, keine Gesamtwirksamkeit des Menschengeschlechts, oder auch nur ganzer Völkerschaften, zum gemeinen Wohl oder zur Veredlung

der Menschheit, und noch weniger Früchte einer solchen Wirksamkeit, sich weder erweisen noch denken lassen. Wir dürfen uns also mit dem schönen Ideal einer möglichen Vereinigung großer Massen menschlicher Kräfte, zur Erreichung irgend eines für das Ganze wohlthätigen Zwecks nicht schmeicheln, weil das anhaltende Spiel theils lächerlicher, theils verderblicher Leidenschaften, den Menschen, nach allen in dem Vorhergehenden entwickelten Gründen, jede überlegte und ausharrende Verbindung zu dem deutlich gedachten Zweck allgemeiner Veredlung unmöglich macht. Und doch fordert die Stimme unzufriedener Sehnsucht nach einer bessern Zukunft, Ersatz für lange genug geduldete Entbehrungen, fordert diesen Ersatz desto lauter, je vielfältigere, mit jedem Menschenalter sich mehrende Erfahrungen uns die Verschwendung der edelsten Kräfte der Menschheit an Armseligkeiten zum unwiderlegbaren Vorwurf machen. Nur noch eine Hoffnung bleibt dem unzufriedenen Menschen unter diesen Umständen übrig, die Hoffnung, entweder durch eignes Forschen, durch die Resultate selbstthätigen Nachdenkens, die Mittel herbeizuschaffen, oder durch das Spiel seiner geschäftigen Phantasie sich die Täuschungen hervorzuzaubern, die ihn in die neue Wirkungssphäre seiner heißen Wünsche versetzen sollen.

Es ist ein erhabener Gedanke, sich selbst und nur sich selbst, die Befriedigung seiner Lieblingswünsche danken zu dürfen, und dieser Gedanke war es, der den Menschen in jener Hoffnung, sich durch den

Aufwand eigener Kräfte, für seine Entbehrungen zu entschädigen, schon eine Art von Entschädigung finden liefs. Kein Jahrhundert begünstigte, durch die abwechselnden Scenen, die es bis zu seinem Schluss herbeiführte, diesen Selbstbetrug mehr als das siebzehnte, weil noch keines die Erwartungen seiner Zeitgenossen höher gespannt, und keines ihre Geduld, durch das ermüdende Einerlei in dem wirklichen Erfolg der erlebten Veränderungen, stärkern Prüfungen unterworfen hatte. Wie viel umfassend waren nicht die Erwartungen, die Heinrichs IV. weit aussehender Plan, zur Demüthigung des Hauses Oesterreich; des pedantischen Jakob's I. Lieblingsidee einer zu stiftenden Brittisch-Spanischen Freundschaft; die gewaffnete Einmischung Polens und Schwedens in die innerlichen Unruhen des, seit dem Tode des Zaren Boris Godunow, der Auflösung seiner gesellschaftlichen Bande nahe gebrachten Russischen Reichs; der dreissigjährige Krieg; die grosse Coalition, die Kaiser Leopold I. wider Ludwig XIV. zu Stande brachte, und noch mehrere für einen grossen Theil des Menschengeschlechts interessante Scenen und Aussichten des siebzehnten Jahrhunderts erweckten? Und bestand nicht der ganze Erfolg aller der bangen Ahnungen, die auf der einen, und aller der schmeichelfaften Hoffnungen, die auf der andern Seite sich an jene Erwartungen ketteten, für den Leichtsinnigen, in der Vermehrung seiner Gleichgültigkeit gegen die, bei allem Anschein der mannichfaltigsten Abwechselung, dennoch im ewigen Kreislauf wiederkehrenden Lebenserfahrungen, und für die wenigen Denker, in der

Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, sich anders, als in dem Wirkungskreise des freien Gebrauchs ihrer eigenthümlichen Kräfte, ihrer Menschheit zu freuen? Mußte nicht der Leichtsinnige in der Zerstreuung, die bald religiöse, bald politische Schwärmereien, bald ermüdende, bald lächerliche seinen Leidenschaften gebrachte Opfer ihm gewährten, den Beweis für sein Vermögen zu finden glauben, sich selbst für die Unannehmlichkeiten seiner Lage entschädigen zu können? War wohl dieser scheinbare Beweis, bei dem Millionen sich beruhigten, etwas anders, als Selbstbetrug? dürfen wir wohl dem vorsätzlich sich selbst täuschenden Menschen wirkliche Ansprüche auf Veredlung einräumen? oder müssen wir nicht vielmehr zugeben, daß die große Menschenmasse, die das siebzehnte Jahrhundert dem achtzehnten überlieferte, jene wenigen denkenden Beobachter ausgenommen, nichts weniger als zum Genuß der eigentlichen Vorzüge der Menschheit reif, sondern nur zur immerwährenden Verfolgung des Scheins dieses Genusses bestimmt war?

Auch die Mitwirkung der einzelnen Denker, die hier und da unter der leichtsinnigen Menge aufstanden, zur Veredlung der Menschheit, war am Ende nur scheinbar, oder vorübergehend. Der denkende Kopf konnte seine Ideen unmöglich eben so lichtvoll, wie sie ihm selbst vor der Seele standen, andern mittheilen, weil jeder, der sie von ihm empfing, sie, nach der Verschiedenheit seiner Fassungskraft und seiner Neigungen, aus einem andern Gesichtspunkte ansah, und also nothwendig ihren wahren Geist mehr oder

weniger verfehlte. Nicht die Herrschaft der Wahrheit, sondern die Herrschaft der Mißverständnisse und der Vorurtheile, wurde in eben dem Verhältniß ausgebreitet, in welchem der Urheber irgend einer neuen Ansicht dieses oder jenes Gegenstandes menschlichen Nachdenkens seine Ideen mitzutheilen, seine Ueberzeugungen oder Hypothesen allgemein zu machen strebte. Sollten jene Mißverständnisse vermieden werden, sollte die Aufklärung einzelner Menschen gute Früchte für das Ganze tragen: so mußten die Aufgeklärten nicht lehren, sondern handeln; sie mußten den schönsten Preis ihres Forschens nicht in der Ausbreitung, sondern in der Anwendung und Benutzung der erkannten Wahrheiten suchen. Nur auf diesem Wege würden sie, jeder in seinem, wenn auch noch so beschränkten Wirkungskreise, wenigstens in ihren eignen Händen brauchbare Beiträge zur zweckmäßigen Richtung menschlicher Thätigkeit geliefert, wenigstens, so lange sie selbst wirken konnten, einen vorübergehenden Einfluß auf die Veredlung der Menschheit behauptet haben.

Wir finden bei der Anwendung erkannter Wahrheiten, auf die Geschäfte des Lebens, desto weniger Schwierigkeiten zu bekämpfen, desto weniger von andern Menschen unsern guten Absichten entgegengesetzte Hindernisse zu entfernen, je mehr Menschenkenntniß wir uns erworben haben. Nothwendig hätte also der Entdecker neuer Wahrheiten sich von jeher die Erweiterung seiner Menschenkenntniß, zum angelegentlichsten Geschäft machen sollen, weil diese allein

ihn in den Stand setzen konnte, unabhängig von äusserlichen Verhältnissen die Resultate seines Nachdenkens zweckmässig zu benutzen. Aber nicht dem Erfinder allein, sondern jedem, den seine Lage aufforderte, auf andere Menschen zu wirken, hätte das Studium des Menschen in eben dem Verhältniss wichtiger werden sollen, in welchem seine Erfahrungen von den zahllosen Widersprüchen des menschlichen Herzens sich mehrten. Noch nie hatten sich diese Erfahrungen mehr gehäuft, als in dem ersten Jahrhundert der mannichfaltigen Wirksamkeit der Jesuiten, die es in der Kunst, sich durch Kleinigkeiten unentbehrlich, und durch Ränke aller Art zu Gebietern über das Schicksal grosser Staaten und Völkerschaften zu machen, unstreitig am weitesten brachten. Unter ihrer Leitung verloren die Leichtgläubigen, die sich derselben überliessen, alle Selbstständigkeit, und opferten ihre besten Kräfte fremden Zwecken auf, indess sie immer nur für sich selbst zu arbeiten wähten. Je mehr diese Täuschung sich ausbreitete: desto weiter mussten die betrogenen Menschen sich von der Natur entfernen, desto vielseitiger und widersprechender wurden ihre Handlungen, desto mehr Stoff boten sie dem denkenden Beobachter zur Erwerbung tiefeindringender Menschenkenntniss dar. Reichhaltig genug an Gelegenheiten zur Erweiterung dieser wichtigsten aller Kenntnisse, war also wohl das siebzehnte Jahrhundert, aber desto ärmer an Menschenkenntniss, weil eben die Jesuiten, die durch ihre Politik jene Gelegenheiten am meisten vervielfältigt hatten, schon dafür zu sorgen wussten, dass es nur den wenigen, auf die sich ihr

Einfluß nicht erstreckte, einfallen konnte, dieselben zu benutzen.

Unter diesen Umständen blieben die wohlthätigen Folgen der erweiterten Menschenkenntniß im Ganzen sehr unbedeutend. Jesuiten und andere Selbstsüchtige, die, ohne dem Orden anzugehören, dennoch ganz im Geiste des Ordens, sich als Zweck der Schöpfung zu betrachten gewohnt waren, studirten den Menschen bloß, um ihn desto leichter zum leidenden Werkzeuge ihrer Absichten zu mißbrauchen. Aus doppelten Gründen stand also fast jede neue Entdeckung im Felde der Menschenkunde, mit ächtem Menschenwerth, in Rücksicht ihrer Veranlassung sowohl, als ihrer Folgen, im umgekehrten Verhältniß. Denn die Erfindung allgemeiner Grundsätze von den Triebfedern und dem Gange menschlicher Handlungen setzt immer eine gewisse Einförmigkeit in denselben, und diese wieder den gänzlichen Mangel oder die Vernachlässigung der Freiheit voraus; und noch sichtbarer wird, mit der Vernichtung der Freiheit, die Menschheit selbst herabgewürdigt, wenn man die räthselhafte Verkettung menschlicher Begierden und Handlungen nur darum zu erforschen sich bemüht, um sie nach den mechanischen Gesetzen der Sinnenwelt mit unumschränkter Gewalt zu regieren.

Noch einmal also: die Menschheit erhielt im siebzehnten eben so wenig, als in einem frühern Jahrhundert, aus den Händen und durch die Kraftäusse-

rungen einzelner Menschen, einen allgemeinen Zuwachs an Veredlung und Würde, und sie konnte ihn nicht erhalten, weil sie von der Natur selbst zu herrlich ausgestattet war, um einer Erhöhung ihres Werths nach menschlichen Ideen, und durch menschliche Künsteleien zu bedürfen. Nur jene einzelnen Menschen, die ihres hohen ursprünglichen Werths sich bewußt, sich denselben in seinem ganzen Umfange zu versichern und ihre menschliche Würde geltend zu machen strebten, nur diese veredelten sich selbst, und ihre individuelle, höchstens als Beispiel, oder als Reiz zur Nachahmung, auf die Phantasie anderer Menschen wirkende Veredlung, nahm man, eitel und anmaassend genug, für einen Schritt zur Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts. Eitel und anmaassend, sag' ich; denn es gehörte kein geringes Maafs von Eitelkeit dazu, um sich der Natur selbst überlegene Kräfte zuzutrauen, um die nicht mißlungene Entwicklung einer oder der andern Fähigkeit einzelner Wesen unserer Art zum Maafsstabe vermeinter Fortschritte der ganzen Gattung machen zu wollen. Und in diesen Trugschluss fiel man augenscheinlich, indem man sich mit einem unmittelbaren Einfluß der geistigen oder sittlichen Vorzüge einzelner Menschen auf ihre Zeitgenossen und auf die Nachwelt schmeichelte, da doch kein anderer als nur mittelbarer Einfluß dieser Art sich behaupten läßt. Mittelbar wirkt der aufgeklärte, mit einem edlen Herzen verbundene Geist zum Wohl der Menschheit, so oft er, ohne in den Wirkungskreis irgend eines Menschen einzugreifen, das heisst, ohne die ungebundenen Aeusserungen der

Vernunft und Freiheit zu hemmen; ein Hinderniß menschlicher Wirksamkeit entfernt; so oft er sich selbst über die Hindernisse erhebt, die von Uebelgesinnten oder Schwachen seiner Thätigkeit entgegengesetzt werden; so oft er endlich, die durch mühsame Anstrengungen errungenen Früchte seines Fleißes uneigennützig dem allgemeinen Gebrauch opfert. In allen drei Fällen zeigt er andern den Weg zu ihrer Vervollkommnung, ohne ihnen die Ehre zu rauben, denselben nach eigner und freier Wahl einzuschlagen; er giebt ihnen Gelegenheit, besser und nützlicher zu werden, ohne sie in Maschinen zu verwandeln, die nur so lange ihren gleichförmigen Gang fortsetzen, als sie unter den Augen ihres Werkmeisters bleiben; er gewinnt an eigner Selbstständigkeit, ohne der Selbstständigkeit anderer Abbruch zu thun. Er gewinnt an eigner Selbstständigkeit, weil er sich so zu handeln gewöhnt, als ob er ausser sich auf gar keine, auch nicht die entfernteste Hülfe, zur Verfolgung seiner Handlungszwecke zu rechnen hätte; und er thut fremder Selbstständigkeit keinen Abbruch, weil er, in Rücksicht jeder zu erwartenden Unterstützung, sich allein in der Welt glaubt, und die Menschheit, theils nach dem Maafsstabe seines Selbstgefühls zu sehr schätzt, theils nach seinen Erfahrungen von ihren einzelnen Gliedern zu herzlich bemitleidet, um auf ihre Kosten in irgend einer Art gewinnen zu wollen.

IV.

Aus diesen Vordersätzen lassen sich, wie mich dünkt, hinreichende Gründe zur Entscheidung des Wettstreits der Jahrhunderte entwickeln. Die Totalmasse der Grundkräfte der Menschheit war in jedem Zeitalter dieselbe; denn sie war immer unveränderlich und ewig wie die Natur. Nur ihre Formen waren von jeher einem steten Wechsel unterworfen. Der Geist der Zeit, und ausserordentliche Menschen, bestimmten die Gesetze dieses Wechsels. Aus den nothwendigen Veränderungen der Verhältnisse zwischen dem Menschengeschlecht und der übrigen Sinnenwelt, die eine Folge der fortdauernden Wirksamkeit der Natur zur Erhaltung, Fortpflanzung und Ausbildung ihrer Erzeugnisse sind, entwickelt sich der Geist der Zeit. Die Summe unserer Erfahrungen, die glaubwürdigen Zeugnisse der Geschichte, reichen kaum hin, uns denselben bei einzelnen Völkern bemerken und auffassen zu lassen; es würde Vernessenheit seyn, die unvollkommenen Resultate unserer Beobachtungen auf das ganze Menschengeschlecht anwenden zu wollen. Noch weniger dürfen wir uns ermächtigen, die physischen Bestimmungsgründe jener abwechselnden Verhältnisse, die das Charakteristische des Geistes der Zeit bestimmen, zu erforschen und zu beurtheilen. Es ist uns nicht vergönnt, so tief eindringende Blicke in das innere Heiligthum der Natur zu werfen. Wir müssen uns begnügen, ihre Wirkungen in unserm engen Ge-

sichtskreise zu beobachten, ohne die ersten und einfachen Gesetze ihrer Wirksamkeit zu kennen. Schon die erste Erkenntnisquelle der veränderlichen Formen, unter welchen uns die Totalmasse der Grundkräfte der Menschheit erscheint, der Geist der Zeit, bleibt uns also in Hinsicht auf das Ganze, ein nie zu lösendes Problem, und in Rücksicht der einzelnen Völker, bei denen wir seinen Gang und seine Eigenheiten wahrnehmen können, eine verführerische Veranlassung zu zahllosen Hypothesen, die sich immer desto mehr vervielfältigen, je weiter wir das Feld der Geschichte bearbeiten. Denn der Geist der Zeit ist, wenn wir anders einen vernünftigen Begriff mit diesem Ausdruck verknüpfen wollen, weiter nichts, als die allgemeine Aehnlichkeit der von der Freiheit unabhängigen, und doch aus einem gemeinschaftlichen Princip herzuleitenden menschlichen Handlungen und ihrer Folgen in einem gewissen Zeitraum. Das Daseyn einer solchen Aehnlichkeit ist unleugbar; eben so zuverlässig ist die Unabhängigkeit derjenigen menschlichen Handlungen, die uns zur Wahrnehmung dieser Aehnlichkeit veranlassen sollen, von der Freiheit; weil die freien Kraftäusserungen verschiedener Wesen nicht leicht in einer fortdauernden Gleichförmigkeit gedacht werden können, ohne zugleich aufzuhören, frei zu seyn. Aber die Entwicklung der Bestimmungsgründe jener in die Augen fallenden Aehnlichkeit, die wir bei einer ganzen Reihe menschlicher Handlungen, und den mit denselben zusammenhängenden Gegenwirkungen, in einem gegebenen Zeitraum entdecken,

übersteigt unsere Kräfte. Wir verlieren uns in einem Labyrinth widersprechender Muthmaassungen, wenn wir es wagen wollen, unsern Scharfsinn an der Beantwortung der Frage zu üben: Wie ging es zu, daß Völker von ganz verschiedenem Ursprung, von ebenso verschiedenen Sitten und Religionsmeinungen, in gewissen Perioden nach vollkommen gleichförmigen Principen handelten, oder sich behandeln ließen?

Es ist, um nur ein Beispiel anzuführen, bekannte Thatsache, daß in den Jahrhunderten des Mittelalters, in welchen das Lehnssystem fast bei allen Völkern Deutschen Ursprungs zur Grundlage der ganzen Staats- und Regierungsverfassung wurde, auch andere zum Theil sehr entfernte Völkerschaften, die mit den Deutschen weiter nichts als die Vorzüge und die Gebrechen der Menschheit gemein hatten, sich ähnliche Einrichtungen gefallen ließen. In der Einführung der großfürstlichen Oberregierung in Rußland; in der Aufstellung eines obersten Herzogs in Polen; in der Zerstückelung der Provinzen des Byzantinischen Reichs zu Erbfürstenthümern für Prinzen des Komnenischen und des Paläologischen Hauses unter der Oberbotmäßigkeit des Kaisers; in der Verwandlung der Kaliphen in kraftlose Oberhäupter eines den zu Selbstherrschern gewordenen Statthaltern zum Raube hingegebenen Staats; in der Erhebung des berühmten Dschinkis - Chan zum Oberregenten aller Stämme der Mongolen, und in der von seinen abgetheilten Nachfolgern, wenigstens dem Namen nach,

beibehaltenen Abhängigkeit von einem gemeinschaftlich anzuerkennenden Oberhaupte des ganzen Volks; überall finden wir Spuren der Lehnverfassung oder doch auffallende Aehnlichkeiten mit derselben. Woher diese Aehnlichkeit in dem langen Zeitraume von dem zehnten bis in das funfzehnte Jahrhundert? Man sage nicht, um den Knoten gleichsam mit einem Streich zu zerhauen: sie gründet sich in der allgemeinen Schwäche der Regierungen, die sich nicht anders als durch die Theilung ihrer Rechte mit mehr oder weniger gefürchteten Nebenherrschern zu behaupten wußten. Denn nun fragen wir weiter: woher denn diese allgemeine, den Volksherrschern und den Beherrschten gleich schimpfliche Schwäche? Zuverlässig dürfen wir ihren Grund nirgends anders aufsuchen, als in jenem verderblichen Uebergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft, welches den größten Theil des Menschengeschlechts, durch Täuschungen aller Art, so weit von seiner Bestimmung zurücksetzt. Aber wie sollen wir uns dieses Uebergewicht bei Regenten erklären, die seiner Macht nicht huldigen konnten, ohne in offenbare Widersprüche mit sich selbst und mit jener erfinderischen Herrschsucht zu gerathen, die alle ihre Wünsche und Handlungen in ein fortgesetztes Streben nach unabhängiger Wirksamkeit auflöste? Woher jener unaufhörliche Kampf zwischen kleinlicher Furcht und anmaafsungsvoller Kühnheit, zwischen Sklavensinn und Despotengeist, der unter allen Völkern, die das Lehnregiment oder eine ähnliche Verfassung für das festeste Band der bürgerlichen Ge-

sellschaft angenommen hatten, in dem wechselseitigen Betragen der Volkshäupter und ihrer Untergebenen an der Tagesordnung war? — Wer vermag alle diese Räthsel zu lösen, ohne den Gang der mannichfaltigen Veränderungen der Sinnenwelt, und ihrer eben so mannichfaltigen Einwirkungen auf einzelne Menschen und auf ganze Menschenmassen, bis zu ihren verborgensten Triebfedern und bis in ihre unmerklichsten Modifikationen zu verfolgen?

Wer vermag also wohl, ich will nicht sagen, im Allgemeinen und im Ablauf aller Jahrhunderte, sondern nur in diesem einzigen Beispiel die Eigenthümlichkeiten und Abwechselungen des Geistes der Zeit auf ihre Gesetze zurückzuführen? Wer darf es wagen, die verschiedenen Formen der großen Kraftmasse der ganzen Menschheit, in so fern sie von dem Geiste der Zeit abhängen, nach allgemeinen Regeln zu bestimmen und auszumessen? — Wir müssen schon zufrieden seyn, wenn es uns nur gelingt, aus der Vergleichung der vornehmsten Thatsachen, und der Lebensweise der Menschen in einem gegebenen Zeitraum, nicht sowohl den Geist der Zeit selbst, als vielmehr die Resultate desselben zu entwickeln. So werden wir, zum Beispiel, durch die sorgfältige und vollständige Untersuchung und Vergleichung der Zeugnisse der Geschichte aus dem Zeitpunkt, in welchen der Ursprung des Beneficialsystems und der aus demselben entsprungenen Lehnverfassung fällt, auf die Bemerkung geleitet, dafs eben um diese Zeit jener

wilde Freiheitssinn, der die Völker Deutscher Herkunft in frühern Perioden durch ihr Streben nach zweckloser Unabhängigkeit auszeichnet, sich unvermerkt in eigennützige Freiheitsliebe zu verwandeln anfang; daß man sich allmählig gewöhnte, die Freiheit des Genusses der Freiheit vom Zwange vorzuziehen; und daß folglich die Menschen, für die irgend ein Genuß Interesse gewonnen hatte, zugleich, ohne gerade besser und gutmüthiger zu werden, doch gewifs weicher, geschmeidiger und nachgebender zu werden begannen. Diese Bemerkung enthält jedoch im Grunde weiter nichts, als ein paar Resultate oder Wirkungen des Geistes der Zeit, der an sich selbst eben so unerforschlich bleibt, als der Zusammenhang der grossen Naturbegebenheiten, die wir höchstens aus ihren nächsten Ursachen erklären und herleiten können, mit dem höchsten Grundprincip aller Veränderungen der Körperwelt.

Nur in dem Fall ist es uns vergönnt, etwas mehr Licht über den Geist der Zeit zu verbreiten, wenn der mächtige Einfluß ausserordentlicher Menschen denselben bestimmte. Jeder ausserordentliche Mensch macht eine Ausnahme von dem Geiste der Zeit. Er macht sie in desto höhern Grade, je weiter er seinen Zeitgenossen, in Rücksicht der Cultur und Sittlichkeit, des Reichthums an brauchbaren Kenntnissen, der Thätigkeit und des Unternehmungsgeistes, voreilt, und je weniger er nach den Bestimmungsgründen des Augenblicks handelt. Er schafft sich

seine Wirkungssphäre selbst, indess gemeine Geister sie immer so annehmen müssen, wie der Drang der Umstände und äusserliche Verhältnisse sie ihnen anweisen und begrenzen. Ihm schliesst das zahllose Heer der Nachahmer sich an, um in seinem Gefolge, wäre es auch nur durch Lächerlichkeiten und durch mißlungene Versuche, Aufmerksamkeit zu erwecken. Ihm huldigt, wenn das Glück seine ersten Unternehmungen begünstigte, oder wenn er auch noch im Mißgeschick dem Glück zu gebieten wufte, selbst der Schwächling, der nicht einmal unternehmend oder eitel genug ist, um sich dem Drange des Nachahmungsgeistes zu überlassen. Jene ausserordentliche Menschen herrschen also mit unwiderstehlicher Macht nicht nur über die Ideen und Neigungen, sondern auch über die Beschäftigungen und Handlungen eines Theils ihrer Zeitgenossen sowohl, als der Nachwelt; und ihre Herrschaft erhält sich so lange, bis ein anderer origineller Kopf durch seine Erscheinung ihren Einfluß mäfsigt, und durch neue, dem menschlichen Wankelmuth hingeworfene Lockspeisen, sie selbst nach und nach in Vergessenheit bringt. Sie schränken die Freiheit der Menschen, die sie in ihrem Geiste zu handeln gewöhnen, desto mehr ein, je ungetheilter der Beifall ist, den man ihnen widmet, und je weniger Antheil vernünftige Ueberlegung an den günstigen Urtheilen hat, die von ihnen gefällt werden. Sind die Ideen, die sie in Umlauf bringen, von der Art, daß sie zur Empfänglichkeit des Empfindungsvermögens ihrer Zeitgenossen genau passen: so wir-

ken sie eine Veränderung in dem Geiste der Zeit, die folglich in Rücksicht ihres Ursprungs weiter nichts, als das Erzeugniß physischer Nothwendigkeit, und ganz den Gesetzen der Körperwelt unterworfen ist.

Unmöglich kann die Menschheit auf Unkosten ihres edelsten Vorzugs, bei der Einschränkung der Freiheit, gewinnen. Jede Abhängigkeit von äusserlichen Bestimmungsgründen, sie mag nun das Werk der überlegenen Geisteskräfte einzelner Menschen, oder das Resultat unserer, einem steten Wechsel unterworfenen Verhältnisse zur Sinnenwelt seyn, beschränkt aber den Gebrauch der Freiheit; und es ist also bedenklich, den Vorzug der verschiedenen Jahrhunderte, nach der Menge ausserordentlicher Menschen, die sie erzeugten, oder nach den grossen Revolutionen, die sie im Geiste der Zeit hervorbrachten, zu beurtheilen und abzumessen. Fast möchte man diejenigen Jahrhunderte als die glücklichsten preisen, die sich der wenigsten über den gemeinen Flug erhabenen Köpfe rühmen, und die wenigsten Ausnahmen von dem einförmigen Gange menschlicher Unternehmungen und Schicksale aufweisen können; wenn es nicht ausgemacht wäre, daß die Menschheit, in Rücksicht ihres Vermögens, durch sich selbst zu wirken und einen unerschöpflichen Vorrath selbstthätiger Kräfte aus sich selbst zu entwickeln, bei dieser Einförmigkeit eben so wenig, als bei dem Uebergewicht gewaltsamer, von aussen herkommender Antriebe zur erzwungenen Geschäftigkeit, zu gewinnen vermag. Un-

ter beiden Voraussetzungen bleibt der Mensch mit allen seinen Kraftäusserungen bloßes Werkzeug; nur mit dem Unterschiede, daß es im ersten Fall ihm gar nicht einfällt, sich von dem bequemen Pfade der Gewohnheit zu entfernen, anstatt daß er im andern Falle sich in einer behaglichen Täuschung mit wahrer Selbstthätigkeit schmeichelt. Dort fühlt er seine Schwäche, und in diesem Gefühl liegt Wahrheit; hier legt er sich einen Werth bei, den er nicht besitzt, und in dem Ideal herbeigesehnter Vervollkommnung, welches er ergriffen zu haben wähnt, liegt ebenfalls Wahrheit. Dort huldigt er unverschleiert seiner natürlichen Trägheit, die ihn jede Veränderung scheuen läßt, hier opfert er ihr unter der Maske der Thätigkeit, weil sie ihn im Drange der Umstände, mitten durch eine lange Reihe unvermeidlicher Veränderungen, der gewünschten Ruhe entgegenzustreben nöthigt. In beiden Fällen behauptet die Natur ihre Rechte, ob sie gleich in beiden Fällen verkannt, und ihr wohlthätiger Erhaltungstrieb im ersten Fall zur Entschuldigung erschlaffender Bequemlichkeit gemißbraucht, und im andern Fall für einen Aufruf zu planloser Geschäftigkeit genommen wird.

Sollte es nicht also, da die Natur, wie wir eben gesehen haben, durch die Macht der angeborenen Trägheit, die uns mit allen endlichen Wesen gemein ist, am Ende überall ihre Rechte behauptet, und in jeder Hinsicht das letzte Triebrad aller mit dem Menschengeschlecht vorgehender Veränderungen bleibt, am

sichersten seyn, das Gefühl jener Macht zum Maafsstabe der verschiedenen Formen anzunehmen, unter welchen die Totalmasse der wirksamen Kräfte der Menschheit in jedem Zeitalter und bei jedem Volke erscheint? Wenn wir die großen Resultate, die uns die Geschichte des Menschengeschlechts darbietet, nach diesem Maafsstabe würdigen: so kommen wir auf den allgemeinen Satz: dafs die Menschheit in jedem Jahrhundert nothwendig desto gröfsere Fortschritte in der Entwicklung, oder vielmehr in den mannichfaltigen Modifikationen ihrer Kräfte machen mußte, je mehr der Geist der Zeit und der Einfluß außerordentlicher Menschen, auf der einen Seite, die Freiheit zu wecken, und zugleich auf der andern, die Hindernisse ihrer Wirksamkeit, durch das erhöhte Gefühl der natürlichen Trägheit, zu vermehren geschickt war. Denn der erste Uebergang einer Kraft von der Ruhe zur Beschäftigung, ist desto leichter, je mehr äußerliche Aufforderungen denselben begünstigen; und bei fortgesetzter Thätigkeit gewinnt die einmal geweckte Kraft immer desto mehr an Stärke und Nachdruck, je größer der Widerstand ist, den sie zu bekämpfen findet. Unter den angenommenen Voraussetzungen gelangte also die möglichst größte Anzahl von Menschen zum Genuß ihrer Freiheit, und das natürliche Streben nach Ruhe, löste sich bei ihnen in den möglichst höchsten Grad von Thätigkeit auf, dessen sie in ihrer Lage fähig waren. Es kömmt mithin bei der Auflösung des vorgelegten Problems auf die Beantwortung der Fragen an: Enthielt das

Q

eine Jahrhundert in den allgemeinen Veränderungen, die es herbeiführte, mehr Aufforderungen zum Gebrauch der Freiheit, mehr Stoff zur Uebung und zur Erhöhung menschlicher Kräfte, als das andere? Reichen die Zeugnisse der zuverlässigen Geschichte hin, um uns von dem Geiste der Zeit und von dem Wirkungskreise ausserordentlicher Menschen in jedem Jahrhundert bestimmte Urtheile fällen zu lassen? Dürfen wir uns von dem wenigen, was wir bei den Schicksalen einzelner Völker beobachten können, analogische Schlüsse auf das ganze Menschengeschlecht erlauben?

Die erste Frage läßt sich nur nach der vorläufigen Untersuchung beantworten: ob wir uns überhaupt sichere Merkmale einer allgemeinen Aufforderung zum Gebrauch der Freiheit denken, und ob wir in den Begebenheiten und Veränderungen der wirklichen Welt, dergleichen Merkmale angeben können? Sollten die erwähnten Merkmale im allgemeinen denkbar seyn: so müßten sich die nur im Menschen selbst aufzusuchenden innern Bestimmungsgründe zum Gebrauch der Freiheit, im Zusammenhange mit einer äusserlichen physischen Nothwendigkeit denken lassen, welches ein offener Widerspruch seyn würde. Sollte es uns möglich seyn, in der wirklichen Welt unverkennbare Merkmale eines von aussen kommenden Dranges zur Aeusserung der Freiheit aufzufinden; so müßte die Freiheit ihr ganzes Wesen verlieren, das heisst, sie müßte aufhören, Freiheit zu

seyn, und in ihren Wirkungen den Gesetzen der Körperwelt folgen. Beide Punkte unserer vorläufigen Untersuchung, und die Hauptfrage selbst sind daher verneinend zu beantworten. Ein gleiches gilt von der zweiten Frage, weil auch die vollständigsten Jahrbücher der Welt- und Menschengeschichte uns immer nur gewisse Klassen von Menschen in diesem oder jenem Verhältniß, nie aber alle Menschen, in allen denkbaren Verhältnissen des Lebens handelnd darstellen. Was endlich die dritte Frage betrifft: so werden wir auch diese verneinen müssen, weil unsere Urtheile nothwendig, entweder zu lieblos oder zu günstig, ausfallen würden, wenn wir die Thorheiten oder die Tugenden einzelner Völker dem ganzen Menschengeschlecht zueignen, und Menschen, die wir entweder gar nicht, oder doch nur äußerst selten handeln sahen, nach fremden Mustern würdigen wollten. Umsonst bemüht sich also der philosophische Geschichtsforscher, seine Urtheile von der Vorzüglichkeit des einen Jahrhunderts vor dem andern, auf allgemeine, mit Thatfachen belegte Urtheile zurückzuführen; und das Resultat aller seiner Untersuchungen bleibt die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, in der Geschichte der Menschheit je etwas mehr, als Bruchstücke von Muthmaassungen aufzustellen.

Wieland, Ernst Carl,

Der Wettstreit der Jahrhunderte

Leipzig 1820

H.un. 675 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034350-6